

Peter Ruben

Was bleibt von Marx' ökonomischer Theorie?*¹

Inhalt

Die Kritik der Nationalökonomie.....	2
Die Werttheorie	16
Der Gebrauchswert.....	18
Der Tauschwert.....	21
Preis und Wert	26
Die Wertform	27
Der Marxsche Arbeitswert.....	31
Der inhaltslogische Hintergrund.....	35
Konsequenzen der Rekonstruktion	40
Die Reproduktionstheorie	42
Die einfache Reproduktion.....	43
Die erweiterte Reproduktion	44
Nachtrag über das Kapital.....	46

* Erstveröffentlichung in: Die ökonomische Theorie von Marx – was bleibt? Reflexionen nach dem Ende des europäischen Kommunismus. Hg. v. C. Warnke u. G. Huber. Marburg: Metropolis-Verlag 1998. S. 13-66. Der Beitrag wurde vom Verfasser leicht überarbeitet. (Anmerkung der Herausgeber)

¹ Die nachfolgenden Überlegungen setzen meinen Beitrag „In der Krise des Marxismus. Versuch einer Besinnung“ in: Berliner Debatte INITIAL 4(1993)3, S. 75-84, voraus. Zugleich verweise ich auf meine Darstellung „Wirtschaftsentwicklung und Marxsche Formationslehre“ in: Berliner Debatte INITIAL 8(1997)1/2, S. 105-121, die die hier zu beantwortende Frage betrifft, aber aus Platzgründen in den folgenden Text nicht aufgenommen werden kann.

1844 hat Engels die Geburtsurkunde der marxistischen Ökonomie unter dem Titel „Umriss zur Kritik der Nationalökonomie“² (geschrieben Ende 1843 bis Januar 1844) publiziert. Ein halbes Jahr später (zwischen Juni und Ende August 1844) sind von Marx die berühmten „Ökonomisch-philosophischen Manuskripte“ verfaßt worden³, die das Konzept einer *Kritik der Nationalökonomie* fortsetzen, später auch „Kritik der Politischen Ökonomie“ genannt⁴. Ist die Frage nach dem, was von der Marxschen Ökonomie bleibt, zu beantworten, so stellt sich angesichts dieser Geburtsurkunden natürlich zunächst das Problem: Wie soll man es mit der *Kritik der Nationalökonomie* halten, als welche eben die Marxsche Ökonomieauffassung originär entstanden und bis zu Beginn der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts festgehalten worden ist?⁵

Die Kritik der Nationalökonomie

Im Konzept der *Kritik der Nationalökonomie* ist unterstellt, die klassische Nationalökonomie selbst als gegebene Wissenschaft vorauszusetzen und unter Rückgriff auf Feuerbachs Wende in der Philosophie zu erfassen, was in der Wirtschaftstheorie über die Natur der gesellschaftlichen Verhältnisse und Beziehungen ausgesagt wird. Die *Kritik der Nationalökonomie* beginnt mit einer ausgesprochen moralischen Position, in der die klassische Nationalökonomie – mit den Worten von Engels – als eine komplette Bereicherungswissenschaft vorgestellt

² In: Deutsch-Französische Jahrbücher, hrsg. v. A. Ruge u. K. Marx. Paris 1844. Neu ediert v. J. Höppner. Leipzig: Vlg. Philipp Reclam jun. 1973. S. 180-214. Auch in: K. Marx, F. Engels: Werke (im folgenden MEW), Bd. 1. Berlin: Dietz Vlg. 1958. S. 499-524

³ Unter dem Titel „Ökonomisch-philosophische Manuskripte vom Jahre 1844“ v. J. Höppner ediert. Leipzig: Vlg. Philipp Reclam jun. 1988. Auch in: MEW, Ergänzungsband., Erster Teil. S. 465-588. Neu entzifferter Text in: K. Marx, F. Engels: Gesamtausgabe (im folgenden MEGA²), Bd. I/2 (Höppners Reclam-Edition gibt diese Neufassung wieder).

⁴ K. Marx: Zur Kritik der Politischen Oekonomie. Berlin: Vlg. v. F. Duncker 1859. Auch in: MEW, Bd. 13. S. 3-160

⁵ „Das Kapital“, 1867 publiziert, reflektiert eine gewisse Änderung in der Marxschen Ökonomieauffassung, die die deutsche an Kant orientierte *Kritik* durch die englische Präsentation von *Principles* tendenziell verdrängt. Gleichwohl hält Marx im Untertitel seines Hauptwerks noch an der „Kritik der politischen Oekonomie“ fest, ob mehr aus Tradition oder aus Gründen des Festhaltens des originären Ansatzes, bleibe hier dahingestellt. Da sich die folgenden Ausführungen aber auf *Das Kapital* beziehen, ist doch wenigstens zu notieren, daß die Genesis der Marxschen ökonomischen Theorie einen Wandlungsprozeß einschließt, der für ein Gesamturteil, das hier gar nicht beabsichtigt ist, nicht unbeachtet bleiben kann.

wird. „Die Nationalökonomie“, sagt Engels, „entstand als eine natürliche Folge der Ausdehnung des Handels, und mit ihr trat an die Stelle des einfachen, unwissenschaftlichen Schachers ein ausgebildetes System des erlaubten Betrugs, eine komplette Bereicherungswissenschaft.“ Und in unmißverständlich moralischer Empörung heißt es weiter: „Diese aus dem gegenseitigen Neid und der Habgier der Kaufleute entstandene Nationalökonomie oder Bereicherungswissenschaft trägt das Gepräge der ekelhaftesten Selbstsucht auf der Stirne.“⁶ Dies schreibt ein Jüngling im Alter von 23 Jahren, dem man wohl nachsehen kann, daß er den „ekelhaften Schacher“ in der pietistischen Mentalität seiner Umwelt zu rügen willens ist, wengleich es keinen hinreichenden Grund gibt anzunehmen, daß ein ernsthaftes Studium etwa von Adam Smiths *Wealth of Nations* (1776) oder von Ricardos *Principles of Political Economy and Taxation* (1817) diese Sicht legitimiert. Es muß daher angenommen werden, daß die marxistische⁷ *Kritik der Nationalökonomie* eine Aufhebung der frühen Entgegensetzung zwischen Ökonomen einerseits und Sozialisten bzw. Kommunisten andererseits bedeutet, die in der englischen Ökonomiedebatte seit den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts ausgesprochen worden ist. Engels hat das auch klar mitgeteilt: „Der einzig *positive* Fortschritt, den die liberale Ökonomie gemacht hat, ist die Entwicklung der Gesetze des Privateigentums.“ Die Gegner aber des Privateigentums sind „imstande..., in ökonomischen Fragen auch ökonomisch richtiger zu entscheiden“, wie „die englischen Sozialisten längst praktisch und theoretisch bewiesen“ haben.⁸ In diese Reihe der Gegner des Privateigentums, vornehmlich durch die Anhänger Robert Owens vertreten, gliedert sich Engels ein. Und eben unter dieser Voraussetzung begründet er die marxistische *Kritik der Nationalökonomie*.

⁶ MEW 1, S. 499

⁷ Ich verwende den Terminus *marxistisch* zur Bezeichnung der – wesentlich durch Engels begründeten – Parteimeinung über die Lage und die geschichtlichen Aufgaben der Arbeiter. In diesem Sinne ist der Marxismus zwar erst durch den *Anti-Dühring* von 1877/78 festgestellt und parteiverbindlich geworden. Es kann aber zweifellos behauptet werden, daß die *Umriss zu einer Kritik der Nationalökonomie* die Intention desselben deutlich vorstellen. Mit dem Terminus *Marxsche Theorie* bezeichne ich ausschließlich die in den von Marx selbst publizierten Texten präsentierte Lehre. Marx wußte, wie bekannt, daß er jedenfalls kein Marxist wäre, d. h. keiner Partei zu *dienen* bereit. Für Engels war dieser Dienst sehr wohl akzeptierte Verhaltensintention.

⁸ MEW 1, S. 502

Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß die Initiative in dieser Kritik von Engels ausgegangen ist. Als Marx mit Ruge die Deutsch-Französischen Jahrbücher entwarf und das Manuskript seines künftigen Freundes erhielt, war er zwar schon durch ökonomische Probleme, wie man sagt, sensibilisiert worden⁹, aber die *Ökonomisch-philosophischen Manuskripte* folgen klar der von Engels gelegten Spur, was Marx auch zeit seines Lebens anerkannt und geachtet hat. Es heißt in ihnen in völliger Übereinstimmung mit Engels, daß „das Unglück der Gesellschaft der Zweck der Nationalökonomie“ sei¹⁰, diese selbst die bürgerliche Reflexion der bürgerlichen Gesellschaft, der „entfremdeten Arbeit“, und es wird in gleicher Entsprechung notiert: „Nicht nur wächst der *Cynismus* der Nationalökonomie relativ von Smith über Say bis zu Ricardo, Mill etc.;... sondern auch positiv gehn sie immer und mit Bewußtsein weiter in der Entfremdung gegen d[en] Menschen als ihr Vorgänger, aber *nur*, weil ihre Wissenschaft sich consequenter und wahrer entwickelt.“¹¹

Die *Kritik der Nationalökonomie* entsteht demnach unter Voraussetzung des moralischen Protests gegen die sozialökonomischen Folgen der industriellen Revolution für die Arbeiterschaft und zwar namens der kommunistischen Idee wahrer Gemeinschaftlichkeit oder der „klassenlosen Gesellschaft“, ökonomisch fundiert durch das Gemeineigentum an den Produktionsmitteln. Mit der *Kritik der Nationalökonomie* läßt sich der moderne Kommunismus¹² erstmals auf die bestehenden ökonomischen Theorien ein, ohne jedoch wissenschaftstheoretisch zu operieren und seine eigenen Voraussetzungen zu prüfen. Er bemerkt daher nicht, daß die formulierte Kritik auf die Negation der Gesellschaft überhaupt gerichtet ist, und daß insbesondere die Wissenschaft schlechthin attackiert wird, wenn auch zunächst allein in der Gestalt der „bürgerlichen Bereicherungswissenschaft“.

⁹ Vgl. seine Artikel in der Rheinischen Zeitung seit dem 16. Oktober 1842 in: MEW 1, 105-147

¹⁰ In der Edition Höppners S. 98

¹¹ A. a. O., S. 153

¹² Ihn datiere ich nach seinem Beginn mit Babeufs *Manifest der Plebejer* vom 30. November 1795. Selbstverständlich ist der Kommunismus überhaupt ein sehr altes Konzept, mit dem stets die Gemeinschaft gegen die individuellen Sonderinteressen zur beherrschenden Geltung kommen soll, ökonomisch fundiert durch die Gütergemeinschaft und das Gemeineigentum an den Produktionsmitteln. Und es ist sehr wichtig, sich die Arten des Kommunismus zu vergegenwärtigen, wie sie historisch aufgetreten sind. Der *moderne* Kommunismus (d. i. der Kommunismus seit Babeuf) setzt die industrielle Revolution und ihre sozialen Folgen voraus, auf die er reagiert.

Die moralische Protestation bleibt ein durchgehender Gesichtspunkt in der Entwicklung des Marxismus. So schreibt Engels 1884: „Es sind die niedrigsten Interessen – gemeine Habgier, brutale Genußsucht, schmutziger Geiz, eigensüchtiger Raub am Gemeinbesitz –, die die neue, zivilisierte, die Klassengesellschaft einweihen; es sind die schmachlichsten Mittel – Diebstahl, Vergewaltigung, Hinterlist, Verrat, die die alte klassenlose Gentilgesellschaft unterhöhlen und zu Fall bringen.“¹³ Und demgemäß scheint ihm der Übergang von den naturwüchsigen Gemeinwesen zur Zivilisation eine „Degradation“ zu sein, „ein Sündenfall von der einfachen sittlichen Höhe der alten Gentilgesellschaft.“¹⁴ Diese Mär vom „edlen Wilden“ kennt die europäische Geistesgeschichte seit der Kulturkritik Rousseaus. Engels übernimmt sie aus der Reproduktion durch Fourier und betont nochmals: „Die platte Habgier war die treibende Seele der Zivilisation von ihrem ersten Tag bis heute, Reichtum und abermals Reichtum und zum drittenmal Reichtum, Reichtum nicht der Gesellschaft, sondern dieses einzelnen lumpigen Individuums, ihr entscheidendes Ziel.“¹⁵ Die verräterische Redeweise vom „einzelnen lumpigen Individuum“ und die absolut unmateriale Denunziation der Habsucht als der treibenden Seele der Zivilisation machen deutlich, daß die *Kritik der Nationalökonomie* eine vollständig außerwissenschaftliche Quelle hat, deren Implikation, das muß deutlich gesagt werden, das System des GULag ebenso ist wie die Konzeption einer „proletarischen“ Wissenschaft.

Diese bloß moralisierende Position einer *Kritik der Nationalökonomie* ist sicher mit Bezug auf die Frage nach dem Bleibenden der Marxschen ökonomischen Theorie Gegenstand negativer Selektion. Natürlich hat sie historische Bedeutung. Insbesondere ist sie für die Erklärung der Existenz und Orientierungspotenz der kommunistischen Idee zur Lösung der sozialen Frage von erheblicher Signifikanz. Geht es aber ausschließlich um den wissenschaftlichen Status der ökonomischen Theorie, so rangiert sie außerhalb dieses Problemkomplexes – und wir haben sie hier nicht weiter zu beachten. Allerdings bleibt aber die Frage offen, wie sich das Verhältnis der Ökonomie als empirischer Wissenschaft zu Moral bzw. zu Ethik, zu

¹³ F. Engels: Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. In: MEW 21, S. 97

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Ebd., S. 171

Philosophie im allgemeinen stellt. Denn die Genesis der *Kritik der Nationalökonomie* läßt ja erkennen, daß sie mit der klassischen Position, unter Voraussetzung der Unterscheidung von theoretischer und praktischer Philosophie die Ökonomie zusammen mit der Ethik aus der praktischen Philosophie folgen zu lassen, den normativen Charakter wirtschaftstheoretischen Erkennens noch als selbstverständlich voraussetzt.

Diese klassische Position kann nach der Ökonomieentwicklung seit der Physiokratie und Smith nicht mehr aufrechterhalten werden. Die Ökonomie ist als eine empirische Wissenschaft wie die Physik auch zu betrachten. Ihre Vertreter studieren die sozial vermittelten Reproduktionsvorgänge menschlicher Gemeinschaften, denken und erkennen sie zunächst jenseits aller Moral. In dieser Sicht kann man nicht mit sachlichen Gründen unterstellen, daß die Nationalökonomie das Unglück der Gesellschaft und die Bereicherung der Privatiere zum Zwecke habe. Ihren Zweck so zu verstehen, ist vielmehr Ausdruck einer romantischen Empörung gegen den „üblen Schacher“ und die „Entfremdung des Menschen“, welche der Hinwendung zur Nationalökonomie vorausgesetzt wird. In solcher Empörung denkt man nicht, sondern denunziert, beschuldigt, etabliert Tribunale. Der nüchternen Betrachtung der Wirtschaftswissenschaft hilft das nicht und ist daher für ihre Existenz bestenfalls äußere Randbedingung.

Theoretisch wichtig ist in der *Kritik der Nationalökonomie* die Unterstellung, daß die „wahre Gesellschaft“, das „wahre Gemeinwesen“ in Gestalt der „klassenlosen Gesellschaft“ zu realisieren sei. Marx erklärt: „Die Nationalökonomie... faßt das *Gemeinwesen des Menschen...* unter der Form des *Austausches* und des *Handels* auf. Die *Gesellschaft*, sagt Destutt de Tracy, ist eine *Reihe von wechselseitigen échanges*. Sie ist eben diese Bewegung der wechselseitigen Integration. Die *Gesellschaft*, sagt Adam Smith, ist eine

handelstreibende Gesellschaft. Jedes ihrer Glieder ist ein *Kaufmann*.“¹⁶ Und mit diesen Voraussetzungen schließt nun Marx: „Man sieht, wie die Nationalökonomie die *entfremdete* Form des geselligen Verkehrs als die *wesentliche* und *ursprüngliche* und der menschlichen Bestimmung entsprechende *fixirt*.“¹⁷ Wieso *sieht* Marx angesichts der schlichten Feststellung Smiths, daß jeder Mensch in der (gesellschaftlichen) Arbeitsteilung vom Austausch lebt, daher „in gewissem Maße zum Kaufmann“ wird, die Fixierung der „entfremdeten Form des geselligen Verkehrs“ als quasi-axiomatischen Ansatz der Nationalökonomie? Er kann dies nur, sofern ihm der Kaufmann, der Händler, der Austauschende überhaupt a priori als *der entfremdete Mensch* gilt. Nur so kann er *sehen*, daß die Nationalökonomie die entfremdete Form als die wesentliche und ursprüngliche fixiert. Die Rechtfertigung, den Handel als Entfremdung zu denken, erfolgt mit dem Hinweis auf das Privateigentum: „Die Nationalökonomie... geht aus von dem *Verhältniß des Menschen zum Menschen*, als dem des *Privateigenthümers zum Privateigenthümer*. Wenn der Mensch als *Privateigenthümer* vorausgesetzt wird,... so ist der *Verlust* oder das *Aufgeben* des Privateigenthums eine *Entäußerung des Menschen*, wie des *Privateigenthums* selbst. ... Den Fall der *Gewalt* ausgenommen – wie komme ich... dazu, an einen andern Menschen *mein* Privateigenthum zu entäußern? Die Nationalökonomie antwortet richtig: Aus *Noth*, aus *Bedürfniß*. ... Beide Eigenthümer werden also getrieben, ihr Privateigenthum aufzugeben,... Jeder entäußert... einen Theil seines Privateigenthums an den andern. Die *gesellschaftliche* Beziehung... ist also die *Wechselseitigkeit* der *Entäußerung*,...Der *Tausch*... ist... darum... der *entäußerte* Gattungsakt. ... Er ist darum ebenso das Gegentheil des *gesellschaftlichen* Verhältnisses.“¹⁸

¹⁶ Vgl.: Destutt de Tracy: *Eléments d'ideologie. IVe et Ve parties*. Paris 1826, p. 68. In der deutschen Übersetzung von P. Thal heißt es bei Smith: „Wenn die Arbeitsteilung sich einmal völlig durchgesetzt hat, kann ein Mensch nur noch einen sehr kleinen Teil seines Bedarfs durch Produkte seiner eigenen Arbeit decken. Den weitaus größten Teil davon befriedigt er durch den Austausch des seine eigene Konsumtion überschießenden Teils seiner eigenen Arbeitsprodukte gegen solche Arbeitsprodukte anderer Menschen, die er gerade benötigt. Jeder lebt also vom Austausch oder wird in gewissem Maße zum Kaufmann, und die Gesellschaft entwickelt sich im eigentlichen Sinne des Wortes zu einer handeltreibenden Gesellschaft“ (in: A. Smith: *Eine Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Reichtums der Nationen*. Erster Band, Berlin: Akademie-Vlg 1963, S. 31).

¹⁷ K. Marx: *Ökonomisch-philosophische Manuskripte vom Jahre 1844*, ed. J. Höppner, S. 230

¹⁸ A. a. O., S. 231-232

Was also rechtfertigt die Wahrnehmung des Tauschs als *entfremdeter Sozialität*? Offensichtlich die Entscheidung des Wahrnehmenden, über die Entäußerung, den Verkauf die *Aneignung*, den Ankauf auszublenden, d.h. nicht zu denken, daß die identifizierte wechselseitige Entäußerung ebenso sehr und im identisch selben Zusammenhang wechselseitige Aneignung ist, daß daher das Ausgehen vom Privateigentum die unaufhebbare *Einheit von Entäußerung und Aneignung* bedeutet und keineswegs die Reduktion auf das Moment allein der Entäußerung. Dieser Umstand ist so einsichtig und plausibel, daß man sich unwillkürlich fragen muß: Wie kann Marx im Verkauf den Ankauf übersehen? Warum erkennt er im *Aufgeben* das *Einnehmen* nicht? Er sagt: „Wenn ich *mehr* producire, als ich unmittelbar selbst von dem producirten Gegenstand brauchen kann, so ist meine *Mehrproduktion* auf dein Bedürfniß *berechnet*, raffinirt. Ich producire nur dem *Schein* nach ein Mehr von diesem Gegenstand. Ich producire der Wahrheit nach einen *andern* Gegenstand, den Gegenstand Deiner Produktion, den ich gegen dieß Mehr auszutauschen gedenke... Die *gesellschaftliche* Beziehung, in der ich zu dir stehe,... ist daher auch ein bloßer *Schein*,... Die Absicht der *Plünderung*, des *Betrugs* liegt nothwendig im Hinterhalt, denn da unser Austausch ein eigennütziger ist,..., so suchen wir uns nothwendig zu betrügen. Das Maß der Macht, welche ich meinem Gegenstand über deinen einräume, bedarf allerdings deiner *Anerkennung*. Unsere wechselseitige Anerkennung... ist aber ein Kampf,... Reicht die physische Kraft hin, so plündere ich dich direkt. Ist das Reich der physischen Kraft gebrochen, so suchen wir uns wechselseitig einen Schein vorzumachen und der Gewandteste übervorteilt den andern.“¹⁹ Es ist also der Austausch unter den Bedingungen des persönlichen Privateigentums für Marx a priori nichts als aufgehobener Raub, aufgehoben unter der Voraussetzung, daß „das Reich der physischen Kraft gebrochen“ ist, und daher permanente Übervorteilung wenigstens in der persönlichen Intention der Tauschenden. Sie sind eigennützig, und folglich ist die im Tausch präsentierte Sozialität reiner Schein, die Einheit des Gebens und des Nehmens bloßes Theater, die Entäußerung mithin der Kern der Sache.

¹⁹ A. a. O., S. 241-242

Man kann gewiß nicht leugnen, daß Handeln und Kriegführen historisch sehr häufig zusammen auftreten, der Händler bei günstigen Umständen zum Krieger mutiert, der Krieger sich angesichts gegnerischer Macht zum Händler besänftigt. Die Geschichte des westeuropäischen Handels liefert dafür Beispiele in Fülle. Dennoch muß der Einwand gestattet sein: Wenn „das Reich der physischen Kraft gebrochen“ ist, darf dann nicht angenommen werden, daß das Phänomen der wechselseitigen Anerkennung im Tausch vom Schein zur *wirklichen Erscheinung* der Sozialität wird? Ist der Kaufmann *notwendig* die Maske des Kriegers? Oder ist er auch als der *Transportarbeiter* zu denken, der der Gesellschaft Verkehrswege eröffnet, ohne die sie nicht bestehen kann? Marx hat selbst den theoretisch bedeutenden Schritt vollzogen festzustellen: „Was aber die Transportindustrie verkauft, ist die Ortsveränderung selbst.“²⁰ Die Transportarbeit ist in Marx' Ökonomie als Wert bildend angenommen: „Die absolute Wertgröße, welche der Transport den Waren zusetzt, steht... im direkten Verhältnis zu den zu durchlaufenden Entfernungen.“²¹ Insofern also der Händler Transportarbeit verrichtet – und das darf ja doch für den wirklichen Verkehr als gegeben unterstellt werden –, ist er nicht maskierter Krieger, sondern produktiver Produzent. Wie kommt es, daß Marx diesen Schluß nicht zieht?

In den „Grundrissen...“ heißt es: „Es ist nichts häufiger, als Transport etc., soweit sie mit dem Handel zusammenhängen, in die reinen Zirkulationskosten hereinzubringen. Soweit der Handel ein Produkt auf den Markt bringt, gibt er ihm eine neue Form. Er verändert zwar nur das örtliche Dasein. ... Er gibt dem Produkt einen neuen Gebrauchswert (und dies gilt bis herab zum Detailkrämer, der wiegt, mißt, einpackt und so für den Konsum dem Produkt Form gibt), und dieser neue Gebrauchswert kostet Arbeitszeit; ist also zugleich Tauschwert. Das Bringen auf den Markt gehört in den Produktionsprozeß selbst. Das Produkt ist erst Ware, erst in Zirkulation, sobald es sich auf dem Markt befindet.“²² Wie man sieht, reduziert Marx die sinnlich-gegenständliche Zirkulation, den wirklichen ökonomischen Verkehr auf den Augenblick der Preisverhandlung und wechselseitigen Übergabe von Ware und Geld auf dem Markt. Er entsinnlicht, vergeistigt die Zirkulation, um

²⁰ K. Marx: Das Kapital. Zweiter Band. In: MEW 24, S. 60

²¹ A. a. O., S. 152

²² K. Marx: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. In: MEW 42, S. 535

den Transport der Produktion zuschlagen und so die mitgebrachte Aversion gegen den Kaufmann beibehalten zu können. Die Transportarbeit als tatsächliche Wertschöpfung zu erkennen, ist eine großartige ökonomische Erkenntnis. Um jedoch das Entfremdungstheorem erhalten zu können, wird diese Erkenntnis so in das System eingliedert, daß der wirkliche Händler im Interesse seines Daseins in der Marxschen Theorie als Schacherer um seine Transportarbeit gebracht wird, während letztere als eine unter den vielen Produktionsarten auftritt.

Dies ist sozusagen der Schachzug, den Marx in seiner ökonomischen Theorie ausführt, um seine Position in der *Kritik der Nationalökonomie* abzusichern. Läßt man ihn fallen, so versteht sich, daß der Händler unter bestimmten historischen Umständen gewiß als maskierter Krieger gedacht werden kann, nicht aber unter den systematischen Gesichtspunkten der ökonomischen Theorie, die mit der Anerkennung des Austauschs selbstverständlich seine Träger als unverzichtbare Akteure desselben akzeptieren muß. Es kann daher der Händler nur in seiner Genesis als maskierter Krieger vorgestellt werden. Ist der Arm des Gesetzes hinreichend, kann der Versuch des Händlers, zum Krieger zu werden, nur mit seiner gerichtlichen Verurteilung enden. Und dieses Ende bestätigt, daß die kriegerische Maskerade des Händlers, die Marx als sein via persönliches Privateigentum durch Eigennutz begründetes Wesen bestimmt, sozial zum reinen Schein geworden ist. Die moralisierende Kritik des Händlers kann daher nicht sinnvoll Bestandteil einer ernst zu nehmenden *Kritik der Nationalökonomie* sein. Überdies hat das ökonomische Experiment des Kommunismus in Europa gezeigt, daß die Beseitigung des persönlichen Privateigentums am Produktivvermögen im logischen Gegensatz zur Annahme von der unbeschränkten und progressiven Entwicklung der Produktivkräfte unter Bedingung des Gemeineigentums vielmehr die Stagnation und sogar regressive Entwicklung hervorgebracht hat. Infolgedessen kann es mit der Identität von Eigennutz und persönlichem Produktivvermögen, die in der Marxschen Fassung der *Kritik der Nationalökonomie* so selbstverständlich unterstellt ist, keine so einfache Bewandnis haben. Die Vorstellung vom Privateigentum als der Wurzel aller sozialen Übel ist falsch.

Setzt man mit Marx voraus, daß alles originäre Eigentum *Gemeineigentum* ist, so ist sofort einsichtig, daß mit der zusätzlichen Annahme *vieler* Gemeinschaften, die – zunächst durchaus zufällig – in den Austausch eintreten, das Eigentum jeder besonderen Gemeinschaft gegen das jeder anderen als *Sonder-* oder *Privateigentum* bestimmt ist. Es findet also an sich keine logischer Gegensatz zwischen Privat- und Gemeineigentum statt. Gemeineigentum ist im sozialen Verkehr Privateigentum eben der Gemeinschaft, die am Tausch teilnimmt. Ob diese Gemeinschaft nun als ganze oder durch einen oder mehrere Repräsentanten vertreten in den Austausch eintritt, ändert an dieser Feststellung nichts. Die Privatheit des Gemeineigentums wird durch die wechselseitige Anerkennung der Tauschpartner determiniert, ohne die der Tausch gar nicht stattfindet. Sie besagt ja nur, daß die jeweils andere Gemeinschaft *ohne Gegengabe nicht* in den Genuß des Eigentums dieser Gemeinschaft gelangt.

„Das Eigentum“, sagt Hegel, „kommt durch den *Vertrag* zustande, – als den Prozeß, in welchem der Widerspruch, daß Ich für mich seiender, den anderen Willen ausschließender Eigentümer insofern *bin* und *bleibe*, als Ich in einem mit dem andern identischen Willen *aufhöre*, Eigentümer zu sein, sich darstellt und vermittelt.“²³ Das hier gemeinte Ich kann selbstverständlich eine Gemeinschaft sein, so daß wir es mit *privatem* Gemeineigentum zu tun haben, sobald *getauscht* wird. Der Gegensatz zwischen Privat- und Gemeineigentum tritt nur innerhalb einer Gemeinschaft auf und kann, wie der moderne Kommunismus gezeigt hat, zugunsten des (nationalen) Gemeineigentums aufgelöst werden. Diese Auflösung hat aber zur Folge, daß ökonomisch die Person ebenso verschwindet und an ihre Stelle der Funktionär tritt, d. h. das Individuum als Vollzugsorgan des Kommandos des (kommunistisch verwalteten) Gemeinwesens. Damit wird das Innovationspotential der Gemeinschaft ausgetrocknet, infolge dessen seine Konkurrenzfähigkeit mit anderen Gemeinschaften verloren geht. Hegels Diktum: „Das Vernünftige des Eigentums liegt nicht in der Befriedigung der Bedürfnisse, sondern darin, daß sich die bloße Subjektivität der Persönlichkeit aufhebt. Erst im Eigentume ist die Person

²³ G. W. F. Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Nach d. Ausg. v. E. Gans hg. v H. Klenner. Berlin: Akademie-Verlag 1981. S. 107 (§ 72)

als Vernunft²⁴, gewinnt damit eine Bedeutung, die ohne die kommunistische Erfahrung wohl nur erahnt werden kann. Denn immerhin hat der Philosoph vor 175 Jahren bemerkt: „Die Vorstellung von einer frommen oder freundschaftlichen uns selbst erzwungenen Verbrüderung der Menschen mit *Gemeinschaft der Güter* und der Verbannung des privateigentümlichen Prinzips kann sich der Gesinnung leicht darbieten, welche die Natur der Freiheit des Geistes und des Rechts verkennt und sie nicht in ihren bestimmten Momenten erfaßt. Was die moralische oder religiöse Rücksicht betrifft, so hielt *Epikur* seine Freunde, wie sie, einen solchen Bund der Gütergemeinschaft zu errichten, vorhatten, gerade aus dem Grunde davon ab, weil dies ein Mißtrauen beweise, und die einander mißtrauen, nicht Freunde seien.“²⁵ Und Marx hat diesen Text gekannt.

Wenn ich es richtig sehe, so hat die Marxsche Denunziation des persönlichen Produktivvermögens ihren theoretischen Grund (und nur dieser interessiert hier) in der vorausgesetzten Ununterschiedenheit der *Gemeinschaft* von der *Gesellschaft*. Zwar weiß Marx: „Die gesellschaftliche Tätigkeit und der gesellschaftliche Genuß existieren keineswegs *allein* in der Form einer *unmittelbar* gemeinschaftlichen Tätigkeit und *unmittelbar gemeinschaftlichen* Genusses, obgleich die *gemeinschaftliche* Tätigkeit und der *gemeinschaftliche* Genuß, d. h. die Tätigkeit und der Genuß, die *unmittelbar* in *wirklicher Gesellschaft* mit anderen Menschen sich äussert und bestätigt, überall da stattfinden werden, wo jener *unmittelbare* Ausdruck der Gesellschaftlichkeit im Wesen ihres Inhalts begründet... ist.“²⁶ Es ist sonach *soziales* Tun nicht an *unmittelbar gemeinsames* Tun gebunden, also von diesem unterscheidbar. Dies weiß der Denker Marx – und speziell: „...wenn ich *wissenschaftlich*... tätig bin,..., so bin ich *gesellschaftlich*, weil als *Mensch* tätig.“²⁷ Mein einsames Ricardo-Studium ist also gesellschaftliches Tun, ohne gemeinschaftliches zu sein. Aber die gemeinschaftliche Tat wenigstens gilt als

²⁴ A. a. O., S. 76 (§ 41, Zusatz)

²⁵ A. a. O., S. 81 (§ 46). Die entsprechende Passage des Diogenes Laertius, auf die sich Hegel bezieht lautet in Otto Apelts Übersetzung: „... Epikur... wollte nichts wissen von Vereinigung des Einzelvermögens zum Gesamtbesitz, wie es Pythagoras verlangte nach dem Spruch: 'Freundesgut ist gemeinsam'; denn das sei ein Zeichen von Mißtrauen; Mißtrauen aber und Freundschaft vertragen sich nicht miteinander“ (in: Diogenes Laertius, Leben und Meinungen berühmter Philosophen, II. Bd., Berlin: Akademie-Verlag 1955, S. 228, Buch X)

²⁶ K. Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte... A. a. O., S. 161

²⁷ Ebd.

„unmittelbar“ gesellschaftliche. Und eben das ist die Ununterschiedenheit der Gemeinschaft von der Gesellschaft immerhin im Bereiche des „Unmittelbaren“. Ist die Gemeinschaft unmittelbare Gesellschaft, so kann nur die vermittelte Gesellschaft nicht die Gemeinschaft sein. Sie aber ist eben die, die das Individuum durch Gebrauch der Produkte anderer Individuen, deren Tod auch lange zurückliegen kann, eingeht. Da nun so ziemlich alle Objekte individuellen Tuns Produkte der Taten anderer Menschen sind (wirklich außermenschliche Natur ist wohl im Wesentlichen nur noch Gegenstand von Forschern), so sind die individuellen Taten a priori gesellschaftliche. Und Marx kann zum Befreiungsschlag ausholen: „Es ist vor allem zu vermeiden die ‘Gesellschaft’ wieder als Abstraktion dem Individuum gegenüber zu fixieren. Das Individuum *ist* das *gesellschaftliche Wesen*.“²⁸

Dies läuft darauf hinaus, die Gesellschaft als Gemeinschaft zu denken, die „wahre Gesellschaft“ im Gegensatz zur „entfremdeten“ in der Gemeinschaft wahrzunehmen. Denn das Individuum (die lateinische Übersetzung des griechischen ἄτομος) ist Element der *Gemeinschaft*, sein letzter unteilbarer Teil, gegen den sie das Ganze ist. In der Gesellschaft aber, wenn sie durch den Austausch konstituiert wird, determinieren sich die tauschenden Einzelmenschen als *Personen* (*personae* ist als lateinische Übernahme aus dem Etruskischen entstanden und meint originär die Maske eines Schauspielers), d. h. als *Vertragspartner*. Die Gemeinschaft kann sehr wohl Personen produzieren. Sie tut es dann, wenn ihr Gemeinwesen (das ist das Allgemeine der Gemeinschaft) Individuen aus der Gemeinschaft zu Vertragspartnern seiner selbst macht, z. B. durch Ausschreibung von Projekten, um deren Realisierung sich Individuen bewerben können. Das ist zuerst in Rom geschehen, wo sich Römer zur Unterhaltung der Armee im Kriege gegen Karthago um die Lieferung von Lebensmitteln über See im Auftrage des Staates zur *societas* zusammenschlossen. Und selbstverständlich verwirklichen sich Einzelmenschen im Fernhandel auf eigene Rechnung als Personen, indem sie unabhängig von ihren Gemeinschaften mit Fremden Verträge abschließen. Das bedeutet nicht, daß sie dadurch etwa aufhören, Individuen ihrer Gemeinschaften zu sein. Vielmehr handelt es sich darum, daß die Bestimmungen des *Individuums* und der *Person* den

²⁸ Ebd., S. 162

Einzelmenschen in ihren Bindungen zukommen, die wir *Gemeinschaft* und *Gesellschaft* nennen. Diese Bindungen sind nicht aufeinander reduzierbar, bilden vielmehr einen unaufhebbaren dualen Gegensatz, der dem Gegensatz zwischen Produktion und Austausch entspricht. Das Individuum ist daher nicht das gesellschaftliche Wesen, sondern nie etwas anderes als die Einzelinstanz einer Gemeinschaft. Und das gesellschaftliche Wesen ist der Austausch, der ebenso von Gemeinwesen wie von Personen realisiert wird.

Marx' Proklamation der Gesellschaft als der wahren Gemeinschaft enthält, wie gezeigt, ein ungeklärtes Problem im Grundansatz seiner Kritik der Nationalökonomie, das allgemein sozialtheoretischer, dann aber auch ökonomischer Natur ist. Es handelt sich eben um die Frage nach der Unterscheidung zwischen Gemeinschaft und Gesellschaft, in der sozialtheoretischen Voraussetzung komplettiert durch die Unterscheidung von Individuum als Teil der Gemeinschaft einerseits und Person als Vertragspartner in der Gesellschaft andererseits. Dies ist in der *Kritik der Nationalökonomie* bei Marx nicht unterschieden, aber als Problem deutlich wahrnehmbar. Seine Lösung ist Ferdinand Tönnies zu verdanken.²⁹ Daß es auch für die Ökonomie essentiell ist, zeigt sich in den Vorstellungen, die Ökonomie einerseits als Tauschtheorie zu denken (so etwa Schumpeter), andererseits als Produktionstheorie (so Marx, aber auch Sraffa).

Mit Blick auf diese Situation läßt sich sagen, daß ein Konzept der *Kritik der Nationalökonomie* auch ohne Denunziation des „Schachers“ sinnvoll realisiert werden kann, ist es philosophisch und wissenschaftstheoretisch begründet. Es handelt sich dann darum, vorgegebene ökonomische Theorien in Bezug auf ihre kategoriale und empirische Bedeutsamkeit zu prüfen. Natürlich wird diese Prüfung – wie in jeder anderen Wissenschaft – auch innerhalb der Ökonomie selbst betrieben. Aber insofern die Ökonomie außerökonomische Voraussetzungen unterstellt (z. B.

²⁹ F. Tönnies: *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturformen. Leipzig: Fues's Verlag (R. Reisland) 1887. Ich verweise auf die Erstausgabe, weil die späteren Editionen gegen die Assoziation des Kommunismus und Sozialismus hübsch geglättet sind – verständlich, denn Tönnies, als „Sozialdemokrat“ verdächtigt, erhielt im deutschen Kaiserreich keinen Lehrstuhl. Gegen die positivistische Verständnislosigkeit in der Rezeption Tönnies' vgl. auch: P. Ruben, *Gemeinschaft und Gesellschaft – erneut betrachtet*. In: *Ethnohistorische Wege und Lehrjahre eines Philosophen*. Festschrift für Lawrence Krader zum 75. Geburtstag, hrsg. v. D. Schorkowitz. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1995. S. 129-148

logische, mathematische, sozialtheoretische, ethische u. a.), kann die Prüfung dieser Voraussetzungen durch eine *Kritik der Nationalökonomie* hilfreich sein, den eigentlichen Zweck der Ökonomie besser zu erfüllen, die Erkenntnis des Wirtschaftens zu erreichen. Z. B. ist heute in der ökonomischen Theorie sehr häufig eine Übernahme der Mathematik im Gange, die ohne Rücksicht auf ihre empirische Natur erfolgt, worin etwa reelle Zahlen als Preise definiert werden oder umgekehrt Preise als reelle Zahlen. Man bemerkt dann, daß im Grunde Mengentheorie in einer nur der Form nach ökonomisierenden Phraseologie betrieben wird. Die Mengenlehre ist natürlich nicht falsch, daher kann es keine logischen Einwände geben. Aber sie ist empirisch irrelevant, so daß die empirische Anwendbarkeit des auf diese Weise erzeugten Apparats ein ungeklärtes Problem bleibt. Und das ist dann gewiß ein Gegenstand der Kritik der Ökonomie.

Das Konzept der *Kritik der Nationalökonomie* oder *Kritik der politischen Ökonomie* überhaupt wird auch sicher erhalten bleiben, weil die theoretische Ökonomie die wirkliche Wirtschaft nur ausschnittsweise vorstellen kann, daher namens der Praxis die Kritik der Theorie ein notwendiges Element der ökonomischen Erkenntnisentwicklung bleiben muß und bleiben wird.³⁰

Wie kommt es nun, daß aus der *Kritik der Nationalökonomie* Marxscher Provenienz, die das Wachstum des „Cynismus der Nationalökonomien relativ von Smith über Say bis zu Ricardo“ feststellt, die Marxsche ökonomische Theorie entsteht, welche ja doch nicht die Empörung über diesen Zynismus artikuliert? Es ist wohl derselbe Zusammenhang oder die Doppeldeutigkeit der Marxschen Deutung, die diesen Perspektivwechsel ermöglicht. Es heißt bei ihm, daß die Ökonomen „auch positiv... immer weiter in der Entfremdung gegen d[en] Menschen als ihr(e) Vorgänger“ gehn, „aber *nur*, weil ihre Wissenschaft sich consequenter und wahrer entwickelt. Indem sie das Privateigentum in seiner thätigen Gestalt zum Subjekt machen, also zugleich d[en] Menschen zum Wesen und zugleich den Menschen als ein Unwesen zum Wesen machen, so entspricht der Widerspruch der Wirklichkeit vollständig dem widerspruchsvollen Wesen, das sie als Prinzip erkannt haben. Die

³⁰ Vgl. zu dieser Sicht: W. Eucken, *Die Grundlagen der Nationalökonomie*, 7. Aufl., Berlin-Göttingen-Heidelberg: Springer-Verlag 1959, deren Zweiter Teil, S. 24-68, eben den Titel "Kritik der Nationalökonomie" trägt.

zerrißne *Wirklichkeit* der *Industrie* bestätigt ihr *in sich zerrißnes* Princip, weit entfernt, es zu widerlegen. Ihr Princip ist ja das Princip dieser Zerrissenheit.“³¹ Mit anderen Worten: Der Zynismus der Nationalökonomien wird von Marx nicht nur als Ausdruck subjektiver Moral identifiziert und attackiert, sondern auch als getreue, wahre Reflexion des Zynismus der ökonomischen Wirklichkeit verstanden. Dies macht seinen Blick für das Wahrnehmen der wirtschaftlichen Sachlage frei. Hinzu kommt nach der Niederlage der Revolutionäre von 1848/49 das Bedürfnis, das gesamte ökonomische Studium noch einmal von vorn zu beginnen, um genau zu verstehen, wie die kapitalistische Produktionsweise eigentlich funktioniert – und welche realen Aussichten die kommunistische Intention, das Privateigentum aufzuheben, tatsächlich hat. Vermittelt durch die im Oktober 1857 beginnende Krise beschleunigt Marx seine theoretische Arbeit, verfaßt bis zum März 1858 die „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“, die nun als neu gewonnene Basis auch der Publikation des „Kapital“ im Jahre 1867 dienen, in dem die *Kritik der politischen Ökonomie* nur mehr als Untertitel auftaucht, wenigstens den Zusammenhang mit früheren Publikationen ausweisend.

Ist die Frage nach dem gestellt, was von der ökonomischen Theorie Marxs bleibt, so muß sie gewiß mit Bezug auf das Hauptwerk beantwortet werden. Und dies wird durch die Explikation der Werttheorie eingeleitet, die daher im Folgenden untersucht werden soll. In dieser Untersuchung kommt es mir darauf an, den rein analytischen Gehalt der Marxschen Lehre zu fixieren.

Die Werttheorie

Vom kommunistischen Zusammenbruch bleibt m. E. die Marxsche Konstruktion der ökonomischen Werttheorie unberührt. Diese Konstruktion, 1867 im ersten Kapitel, später im ersten Abschnitt des Hauptwerks dargestellt, ist nicht voll gelungen, weil Marx das Problem der ökonomischen Dimensionen nicht thematisiert hat (wie viele andere auch nicht). Dadurch kommt eine kategoriale Unsicherheit und insbesondere die Verwechslung von Preis und Wert zustande, die

³¹ K. Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte... A. a. O., S. 153-154

aber ohne Schwierigkeiten unter Beibehaltung der entscheidenden Passagen aufgehoben werden können. Es ist dazu nur erforderlich, die vornehmlich mit Bezug auf die Physik ausgebildete Dimensionsanalyse³² auch auf die Ökonomie anzuwenden.³³ Die Rechtfertigung zur Erfüllung dieser Forderung besteht unter der Annahme, die Ökonomie als eine *messende* Wissenschaft konstituieren zu wollen. Man kann also Fehler in der Marxschen Wertlehre erkennen, ohne deshalb martialisch proklamieren zu müssen, daß Marx' Werttheorie „von Grund auf falsch“ sei, „weder volkswirtschaftlich noch betriebswirtschaftlich haltbar und zu einem Teil auf bloßen Redensarten aufgebaut, welche die Dürftigkeit seiner Scheinlösungen nicht verschleiern können“³⁴. Christoph Deutschmann, der diese Sicht zitiert, meint seinerseits: „Tatsächlich kann von einer überzeugenden 'quantitativen' Werttheorie bei ihm [bei Marx] vielmehr *von Anfang an* keine Rede sein.“³⁵ Sehen wir zu, wie es um die „quantitative“, d. h. durch *ökonomische Größen* bestimmte Marxsche Wertlehre bestellt ist.

Marx' Wertlehre wird unter dem Titel „Ware und Geld“ mit dem klaren Vorverständnis präsentiert, daß Waren und Geldmengen Werte darstellen. Dies ist eine vortheoretische Unterstellung, die gewiß durch ökonomische Alltagserfahrung bedingt wird und keinerlei Verdacht erregen muß. Marx thematisiert den „Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht“, findet ihn als „ungeheure Warensammlung“ vor, die einzelne Ware also als „seine Elementarform“³⁶. Mit anderen Worten: Die Marxsche Wertlehre unterstellt die aktuell gegebene Warenmenge als *objektive* Realisation des (kapitalistischen) Reichtums. Das ist eine Annahme, die a priori zur *objektiven* Wertlehre führen muß. Anders stellte sich die Sache dar, wenn nicht die Objekte (Waren), sondern die Subjekte (Händler) thematisiert würden. Wir hätten es dann mit dem Ansatz einer

³² Ich beziehe mich auf: J. Wallot: Größengleichungen, Einheiten und Dimensionen, 2. verb. Aufl., Leipzig 1957. G. Oberdorfer: Das Internationale Maßsystem und die Kritik seines Aufbaus, Leipzig 1969. W. Reichardt: Gleichungen in Naturwissenschaft und Technik, Leipzig 1983

³³ Vgl. zu dieser Forderung: A. Bródy: Proportions, Prices and Planning, Budapest 1970

³⁴ Vgl.: R. Kerschagl: Was kann Marx uns heute noch sagen? In: A. Montaner (Hrsg.): Geschichte der Volkswirtschaftslehre. Köln/Berlin 1967. S. 170

³⁵ C. Deutschmann: Marx, Schumpeter und Mythen ökonomischer Rationalität. In: LEVIATHAN. Z. f. Sozialwiss. 24(1996)3 (Opladen). S. 324

³⁶ K. Marx: Das Kapital. In MEW 23, S. 49. Die Fassung der von Engels besorgten 4. Auflage ist hier von der Urausgabe von 1867 nicht verschieden.

subjektiven Wertlehre zu tun, die die Natur der Wertungen zu bestimmen versuchte. Nach meiner Sicht sind selbstverständlich beide Vorgehensweisen möglich. Die Exklusion der einen zugunsten der anderen hat keinen wissenschaftstheoretisch vernünftigen Sinn. Vielmehr kommt es darauf an, die Resultate beider miteinander zu vergleichen, um gegebenenfalls auf Identität des thematisierten Wertbegriffs zu schließen.

Der Gebrauchswert

Indem Marx die Warenmenge voraussetzt, beginnt seine Analyse mit der Untersuchung ihrer einzelnen Elemente. Die Ware wird als ein „äußerer Gegenstand, ein Ding“ präsentiert, „das durch seine Eigenschaften menschliche Bedürfnisse irgendeiner Art befriedigt“. In dieser Bestimmtheit nennt er sie auch ein „nützliches Ding“ und stellt fest: „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert.“³⁷ Diese Beschreibung impliziert eine problematische Kategorialdetermination, der sich Marx offenbar nicht bewußt ist. Ist nämlich die Nützlichkeit eine *Eigenschaft* des *Dinges*, das Marx „Ware“ nennt – und dies ist durch den Gebrauch des Terminus *nützliches Ding* angenommen –, so *hat* die Ware Gebrauchswert oder Nützlichkeit, *ist* dies aber nicht. Denn die kategoriale Voraussetzung besteht hier darin festzuhalten, daß Dinge Eigenschaften *haben*, aber nicht *sind* – auch nicht „Komplexe“ von solchen, wie sich der positivistische Zugriff suggeriert. Marx erklärt ganz zutreffend, daß die Nützlichkeit „nicht in der Luft“ schwebt, „nicht ohne“ den Warenkörper „existiert“; aber er schließt fälschlich: „Der Warenkörper selbst... ist daher ein Gebrauchswert oder Gut.“³⁸

Solche Feststellung kann man auch in der Physik finden, wenn aus dem Umstand, daß ein (physikalischer) Körper eine (träge oder schwere) Masse hat, die Konsequenz gezogen wird, vom Körper als „der Masse“ zu sprechen. Zu solchen Ausdrucksweisen hat W. Westphal ganz richtig angemerkt: „Es ist vielfach üblich, ein *Ding* oder ein *Phänomen* mit dem Namen einer *Größe* zu benennen, die *eines* ihrer verschiedenen Merkmale beschreibt, z. B. einen *Körper* eine *Masse*, einen

³⁷ Ebd., S. 50

³⁸ Ebd.

Kondensator eine *Kapazität* zu nennen. Das sollte tunlichst vermieden werden. Leider gibt es gelegentlich keine unterscheidende Nomenklatur. So bezeichnet das Wort Widerstand üblicherweise sowohl eine *Größe*, als auch ein *Ding*, das einen Widerstand *hat*.³⁹ Westphals Bestehen auf der kategorialen Verschiedenheit zwischen Ding und Eigenschaft ist für jede „quantitative“ Theorie unabdingbar und in der Philosophie seit Aristoteles' Begründung der Kategorienlehre eine ausgemachte Selbstverständlichkeit. Keine Quantität oder Größe ist ein Ding, sondern Moment eines Maßes, das ein Ding hat, von diesem dar- oder vorgestellt wird.

Wird also gesagt: Der Warenkörper selbst ist ein Gebrauchswert, so ist das Wort *Gebrauchswert* nicht Bezeichnung einer ökonomischen Quantität, sondern nur ein anderer Name für das, was sonst auch *Ware* heißt. Haben wir dagegen das Wort *Nützlichkeit* zur Bezeichnung einer Wareneigenschaft eingeführt und erklärt: Die Nützlichkeit eines Dinges macht es zum Gebrauchswert, diesen also als Konsequenz der Nützlichkeit festgestellt, so *hat* die Ware Gebrauchswert, weil sie nützlich ist, d. h. Bedürfnisbefriedigung gestattet. Es bilden dann nicht, wie Marx sagt, die Gebrauchswerte „den stofflichen Inhalt des Reichtums“, sondern die Waren bzw. Warenkörper in der Redeweise von Marx. Für die analytische Bestimmung sind die Gebrauchswerte oder Nützlichkeiten die ersten ökonomischen Quantitäten, für die ich die Symbole (Variablen) $N_1, \dots, N_i, \dots, N_n$ in Abhängigkeit von den Gebrauchswertarten $1, \dots, i, \dots, n$ zu verwenden vorschlage. Eine bestimmte Quantität wird dann durch Zeichen wie N_{hi} , N_{jk} etc. angegeben. Die Feststellung, ob eine vorgelegte Ware der Art i den Gebrauchswert oder die Nützlichkeit N_{hi} hat, trifft der Käufer, wenn er die fragliche Ware gegen Bezahlung annimmt bzw. aneignet. Wird sie dagegen von keinem Käufer akzeptiert, so hat sie keinen (gesellschaftlichen) Gebrauchswert, keine (soziale) Nützlichkeit. Wird sie vom Produzenten selbst konsumiert, so hat sie für ihn Gebrauchswert. Oder – wie Marx sagt –: „Der Gebrauchswert verwirklicht sich nur im Gebrauch oder der Konsumtion.“⁴⁰ Tritt der

³⁹ Wilhelm H. Westphal: Die Grundlagen des physikalischen Begriffssystems. Physikalische Größen und Einheiten. Braunschweig: Vieweg & Sohn 1965. S. 11

⁴⁰ K. Marx: Das Kapital. In: MEW 23, S. 50

Austausch zwischen Produktion und Konsumtion, so ist es eben dieser, der die Realisation der Gebrauchswerts bedeutet.

Werden Gebrauchswerte gemessen – und wenn ja, wie? Ohne Zweifel werden im Austausch bzw. Handel von den Käufern Quantitäten von Produkteinheiten angeeignet. Man kauft etwa 2 Schafe, 5 kg Butter, 65 m² Wohnfläche etc., d. h. Mengen von Produkten verschiedener Art (Qualität), deren Elemente entweder als natürliche Individuen oder als durch *physikalische* Messung determinierte Einheiten vorgegeben sind. Als solche Produkteinheiten bestehen sie vor jedem Tausch, der seinerseits erst darüber entscheidet, ob sie auch Nützlichkeit bzw. Brauchbarkeit für den Käufer haben, d. h. Gebrauchswerte im Sinne von Marx wie der klassischen Nationalökonomie (*value in use*) besitzen. Obwohl nun ihre Brauchbarkeit ganz gewiß durch den Käufer entschieden wird, kann doch nicht gesagt werden, daß diese im Sinne einer ökonomischen Maßart bestimmbar ist. Ein allgemeiner Vergleich der Brauchbarkeit vorgelegter Produkteinheiten einer Art findet nicht statt. Ein Ausdruck etwa des Inhalts, daß 2 Pfund Butter zweimal brauchbarer sind als 1 Pfund Butter, wird ökonomisch nicht verwendet, hat keinen erkennbaren empirischen Sinn. Wir könnten vielleicht feststellen, daß unter sonst gleichen Bedingungen der Verbrauch von 2 Pfund Butter doppelt so lange währt wie der Verbrauch eines Pfundes desselben Produkts. Dies wäre aber eine Aussage über die *Verbrauchsdauer*, nicht über die Brauchbarkeit bzw. Nützlichkeit oder den Gebrauchswert. Es ist für mich auch nicht zu sehen, wie die Brauchbarkeit sonst der quantitativen Vergleichbarkeit unterworfen werden kann, die für die Determination von Maßarten *conditio sine qua non* ist.

Nichtsdestoweniger ist einsichtig, daß jeder Kauf von Produkten ihre Determination als Mengen bestimmter Produkteinheiten impliziert. Somit können wir gewiß sagen, daß unsere Variablen N_i für *Anzahlen der Mengen von Gebrauchswerteinheiten der Art i* stehen, durch diese ersetzbar sind. Die Feststellung der Anzahl dieser Einheiten ist dann das, was wir unter dem Terminus

Gebrauchswertmessung verstehen können.⁴¹ Die Gebrauchswertmessung ist somit die Bestimmung von Maßen endlicher Mengen.

Marx spricht, wie bekannt, von der Ware als einem sehr vertrackten Ding, „voll metaphysischer Spitzfindigkeit und theologischer Mucken. Soweit sie Gebrauchswert, ist nichts Mysteriöses an ihr,...“⁴². Anders aber, wenn sie als „Wertding“ fungiert. Dieses Auftreten der Ware als Wertträger, das im Folgenden noch zu diskutieren ist, tritt in der Gebrauchswertmessung in dem Augenblick auf, in dem gewisse Produkteinheiten die Rolle des Tauschmittels übernehmen. Betrachten wir zu diesem Zweck als Beispiel die Kölnische Mark, erstmals 1042 mit der Bestimmung 1 Kölnische Mark Silbers = 233,85 g Silbers erwähnt. Nach der obigen Erklärung ist diese Feststellung die Angabe des Maßes einer Gebrauchswerteinheit. Nun können wir aber als bekannt unterstellen, daß die „eine Kölnische Mark Silbers“ genannte Produkteinheit (Produkt des Silberbergbaus) als Tauschmittel z. B. für Pfeffer eingesetzt wird, um über den Handelsweg von Deutschland via Venedig und Alexandria schließlich in Indien zu landen, wo sie in Schatztruhen verschwindet. Wie ist dieser Sachverhalt meßtheoretisch zu erfassen?

Der Tauschwert

Es heißt bei Marx: „Der Tauschwert erscheint zunächst als das quantitative Verhältnis, die Proportion, worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen, ein Verhältnis, das beständig mit Zeit und Ort wechselt.“⁴³ Nehmen wir diese Beschreibung analytisch so, wie sie formuliert worden ist, dann besagt sie, daß Marx das Wort *Tauschwert* zur Bezeichnung eines *Verhältnisses* $N_{hi} : N_{jk}$ einführt.

Unsere Frage nach der meßtheoretischen Bestimmung des Tauschs von Pfeffer gegen Silber ist demnach wie folgt zu beantworten: Meint N_s die Gebrauchswertart des Silbers und N_p diejenige des Pfeffers, so bedeutet die Tauschvereinbarung die

⁴¹ Es handelt sich in der Wirtschaft bei den Mengen von Gebrauchswerteinheiten im mathematischen Sinne gewiß immer um *endliche* Mengen, deren Elementanzahl auch ihr *natürliches Maß* heißt.

⁴² K. Marx a. a. O., S. 85

⁴³ Ebd.

Konstituierung des Verhältnisses $N_{KS} : N_{NP}$ und der tatsächliche Tausch die Realisierung der Gleichheit $N_{KS} = (N_{KS} : N_{NP}) \cdot N_{NP}$ bzw. $N_{NP} = (N_{NP} : N_{KS}) \cdot N_{KS}$, worin das inverse Verhältnis $N_{NP} : N_{KS}$ ebenfalls einen Tauschwert darstellt. Beide Gleichungen sind analytisch korrekt, was man daran erkennt, daß sie durch Umformung zur analytischen Identität führen, die a priori wahr ist.

Hätten wir den Tausch von Silber gegen Pfeffer durch den Ausdruck $N_{KS} = N_{NP}$ wiedergegeben, wäre eine analytische Kontradiktion formuliert worden, d. h. eine apriorische Falschheit. Sie ist in keiner Wissenschaft zulässig, auch nicht in der Ökonomie. Ausdrücke wie „3 Schweine = 4 Schafe“ etc. sind nicht etwa „ökonomische“ Gleichungen, wie man sich suggerieren mag, sondern an sich falsche Aussagen. Es ist aber rein aus analytischen Gründen richtig zu behaupten, daß die Gleichung $3 \text{ Schweine} = (3 \text{ Schweine} : 4 \text{ Schafe}) \cdot 4 \text{ Schafe}$ zutreffen kann, d. h. eine mögliche ökonomische Gleichheit ist. Der in dieser Gleichung auftretende Verhältnisterm realisiert gerade das, was Marx zunächst über den Gebrauch des Terminus *Tauschwert* sagt, eben „das quantitative Verhältnis“ zu sein, „worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen“.

Mit dieser Einführung des Marxschen Tauschwertbegriffs ist natürlich generell die Tauschwertdefinition $T_{ik} =_{df} N_{hi} : N_{jk}$ verbunden. Zur Legitimation dieser Deutung ist zu bemerken: Haben wir in einer analytischen Theorie zwei voneinander unabhängig determinierte Quantitäten (Größen oder Maße) A und B, so ist es mit Blick auf die in dieser Theorie verwendeten Operationen der Produkt- (\cdot) und Verhältnisbildung ($:$) möglich, eine dritte Quantität $C =_{df} A : B$ zu definieren, die gewöhnlich „abgeleitete Größenart“ genannt wird. Das zugrunde liegende Rasonnement hat den folgenden Zusammenhang:

- (1) Für jede Quantität A gilt: $A = A$.
- (2) Mit Verwendung der Einsdimension $[1] = B : B$ gilt auch: $A = A \cdot (B : B)$.⁴⁴
- (3) Wegen der Gültigkeit von $X \cdot (Y : Y) = (X : Y) \cdot Y$ folgt: $A = (A : B) \cdot B$.

⁴⁴ Zum Begriff der Einsdimension vgl.: W. Reichardt: Gleichungen in Naturwissenschaft und Technik. Leipzig 1983. S. 23. Jedes Verhältnis eines Maßes m zu sich bestimmt die Einsdimension: $m : m = [1]$.

(4) Mit der Definition $C \stackrel{\text{df}}{=} A : B$ folgt endlich: $A = C \cdot B$.

Ob die mögliche Definition der Quantität C einen empirischen Sinn hat, ist in der fraglichen Wissenschaft zu entscheiden. Daß sie aber a priori möglich ist, steht unabhängig von jeder Empirie fest.

Was nun die vorgestellte Kölnische Mark in ihrer Rolle als Tauschmittel betrifft, so haben wir bislang keinen Grund gehabt, sie anders als in der Bedeutung, einen Gebrauchswert zu haben, in Erwägung zu ziehen. Jeder Tausch determiniert das als Gegengabe für das zu erwerbende Produkt abgegebene Gut als Tauschmittel für den Tauschenden, sei es nun Silber oder Gerste oder sonst etwas. Anders steht die Sache, sobald ein Gut *Geld*charakter annimmt, d. h. geltendes Zahlungsmittel für beliebige Tauschakte oder sonstige Zahlungsverpflichtungen (z. B. Steuern) wird. In diesem Moment tritt der Umstand auf, daß die Angabe, die wir Gebrauchswertmaß nennen, also im Falle der Kölnischen Mark 233,85 g Silbers, plötzlich als ein *Wert*maß zu fungieren scheint. Der Wert aber ist, wie noch zu diskutieren sein wird, vom Gebrauchswert strikt verschieden. Und folglich kann die fragliche Angabe, will man in der Werttheorie keine Absurditäten riskieren, kein Wertmaß sein. Wir können daher vorerst von der Kölnischen Mark nur sagen, daß die sie darstellende Silbermenge als Wertträger gilt, wenn sie als *universelles* Tauschmittel verwendet wird. Diejenigen Produkte, die gegen sie eingetauscht werden, haben dann denselben Wert wie die Kölnische Mark, werden im Werte von einer Kölnischen Mark erworben. Welche ökonomische Dimension der Wert aber hat, ist damit nicht ausgemacht. Mit anderen Worten: Die Menschen verwenden die *Wertvorstellung* längst, ehe sie ökonomisch den *Wertbegriff* erfaßt haben. Und die semantische Schwierigkeit auf diesem Wege besteht wesentlich darin zu verstehen, wie aus einer *physikalischen* Maßangabe eine *ökonomische* werden kann, wie das Wort *Mark* im Deutschen als Bezeichnung einer Gebrauchswertmengeneinheit verschwindet, um als Bezeichnung einer Werteinheit reproduziert zu werden. Dieses Verständnis erfordert die Kenntnisnahme der Geschichte des deutschen Geldwesens, die natürlich für die Ökonomie nur ein Exempel des Phänomens liefert. Die Geschichten anderer Währungsgebiete bieten den gleichen Dienst.

Betrachten wir nun Marx' Überlegungen genauer: Er unterstellt die „Gleichung“
1 Quarter Weizen = a Ctr. Eisen als Ausdruck dessen, daß „derselbe Werth in zwei
verschiednen Dingen... existirt“⁴⁵. Diese Unterstellung ist nach unseren bisherigen
Feststellungen natürlich meßtheoretisch absurd, weil zwei voraussetzungsgemäß
artverschiedene Gebrauchswerteinheiten gleichgesetzt werden. Für alle
Gebrauchswerte N_{hi} und N_{jk} gilt a priori die Ungleichung $N_{hi} \neq N_{jk}$. Also ist Marx' „Gleichung“ eben das, was eine *Kontradiktion* heißt und das analytisch Falsche darstellt.

Was Marx selbstverständlich ganz sinnvoll meint, wird ersichtlich, wenn man seinen Ausdruck „20 Ellen Leinwand = 1 Rock“ mit der Ersetzung „20 Ellen Leinwand sind 1 Rock werth“ liest.⁴⁶ Diese umgangssprachlich (nicht-analytische) Ersetzung ist verständlich und analytisch einfach durch die Gleichung $v_1 = v_2$ anzugeben, worin die Indizes für die beiden Waren stehen, deren Gebrauchswerte Marx nennt (v steht für Wert, lat. valor). Es handelt sich dann allerdings darum, daß die Wertgröße (von der Tauschwertgröße strikt zu unterscheiden) als gegeben angenommen ist. Mit anderen Worten: Marx gelingt es nicht, eine analytisch strenge Unterscheidung des Tauscherts vom Wert zu bieten, obwohl sie in seinem Text durchaus angelegt ist. Ich halte mich, wie schon mehrfach betont, an seine Bestimmung des Tauscherts als „das quantitative Verhältnis,..., worin sich Gebrauchswerte einer Art gegen Gebrauchswerte anderer Art austauschen“ und schlage vor, diese Determination als Bestandteil einer – selbstverständlich rekonstruierten – Marxschen Werttheorie zu akzeptieren. Das steht jedenfalls nicht im Widerspruch zum Marxschen Kontext. Für beliebige Gebrauchswertarten N_i und N_k soll also die Tauschwertdefinition $T_{ik} =_{df} N_i : N_k$ gelten und damit die ökonomische Größengleichung $N_i = T_{ik} \cdot N_k$. Die Tauschwertinverse T_{ki} ist selbstverständlich wieder ein Tauschwert, der Proportionalitätsfaktor in der Tauschgleichung $N_k = T_{ki} \cdot N_i$.

Das von Marx nicht gelöste Problem besteht in der Unterscheidung des Werts vom Tauschwert, den er als „notwendige Ausdrucksweise oder Erscheinungsform

⁴⁵ K. Marx: Das Kapital. Urausgabe, S. 3

⁴⁶ Ebd., S. 764, Anhang „Die Werthform“

des Werts“ erklärt⁴⁷. Lassen wir Marx' Raisonement nun einstweilen beiseite und fragen nach dem Wertbegriff, wie ihn andere Ökonomen verwenden, so finden wir z. B. bei J. Schumpeter angemerkt, daß der Ausdruck „Preis mal Menge“ das unterstellte Definiens für den Terminus Wert bedeutet⁴⁸. Im verbalen Ausdruck kann der analytische Sinn dieser Angabe, die gewöhnliche Kaufmannsvorstellung, durch „Wert = Preis mal Menge“ wiedergegeben werden. Unterstellt man zur Deutung dieses Ausdrucks, daß das Wort *Menge* in ihm eine natürliche oder rationale *Zahl* meint, so impliziert man logisch die Identität der Bedeutungen von *Wert* und *Preis*, kann daher auf eines der beiden Wörter im ökonomischen Gebrauch verzichten. „Preis“ meint dann meßtheoretisch die *Werteinheit*, „Wert“ dagegen eine *Preissumme*. So gibt es nur einen Unterschied der Größe (Quantität), nicht der Dimension (Qualität). Setzt man aber voraus, daß *Menge* im Sinne der obigen Erklärungen vielmehr eine spezielle, qualitativ besondere ökonomische Maßart meint, so sind Wert und Preis ebenfalls qualitativ unterschieden und der Ausdruck „Wert = Preis mal Menge“ meint eine Größengleichung, die drei gegeneinander qualitativ verschiedene ökonomische Maßarten miteinander verbindet.

Der Anschluß dieser Schumpeterschen Angabe über die Bedeutung des Wortes *Wert* an die Marxsche Wertlehre kommt dann mit der Unterstellung zustande, daß das Wort *Menge* in ihm tatsächlich eine Gebrauchswert- oder Nützlichkeitsgröße bezeichnet, daß also $v = p_i \cdot N_i$ gemeint ist.

Mit dieser Größengleichung wird zugleich angenommen, daß der Preis p_i einer Warenart i durch die Definition $p_i =_{df} v : N_i$ erklärt ist. Für diese Definition werden selbstverständlich der Wert v und der Gebrauchswert N_i als vorgegeben unterstellt, der Wert insbesondere als durch Geld repräsentiert, der Gebrauchswert durch Ware. Wir befinden uns mit dieser Vorstellung im Rahmen des von Marx mit „Ware und Geld“ titulierten ersten Abschnitts. Und unser Problem besteht nun darin zu klären, wie die Gebrauchswertart N_i in der Marxschen Bestimmung $N_i = T_{ik} \cdot N_k$ mit derjenigen in der Schumpeterschen Bestimmung $N_i = v : p_i$ zusammenhängt.

⁴⁷ K. Marx: Das Kapital. In MEW 23, S. 53

⁴⁸ J. Schumpeter: Konjunkturzyklen. Erster Band. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1961. S. 24

Dieser Zusammenhang wird mit der Geldeinführung gestiftet. Marx hat sie sich leicht gemacht, indem er 2 Unzen Gold den Münznamen 2 Pfd. St. verleiht.⁴⁹ Es muß aber darauf bestanden werden, daß der Terminus *2 Unzen Gold* eine Gebrauchswertbezeichnung ist – wie *2 Pfund Butter* oder *3 t Stahl* etc.. Durch eine bloße Umbenennung kann sich ein Gebrauchswert nicht in einen Wert oder gar in einen Preis verwandeln. Wie also kommen wir vom Tauschwert zum Preis?

Preis und Wert

Nach meiner Sicht muß man, wie bereits angedeutet, mit dem Blick auf die tatsächliche Wirtschaftsgeschichte festhalten, daß die Tauschwertbildung bei konstituierten sozialen Beziehungen (etablierter Verkehrswirtschaft) zum Gebrauch einer exklusiven Gebrauchswertart als des universellen Tauschmittels fortschreitet (z. B. Gerste, Kaurimuscheln, Edelmetalle etc.). Sie sei hier durch N_o bezeichnet. Der Tauschwert unter Voraussetzung einer solchen exklusiven Nutzen- oder Gebrauchswertart ist dann durch die Bestimmung $T_{oi} \stackrel{\text{df}}{=} N_o : N_i$ definiert – mit der zugehörigen Gleichung $N_o = T_{oi} \cdot N_i$. Unterstellen wir nun, daß Produkteinheiten der Art N_o als universelle Tauschmittel zugleich Wertträger sind, so können wir ansetzen, daß der Tauschwert T_{oi} gerade das ist, was man sonst *Preis* nennt.

Bezeichnen wir, wie schon angezeigt, die Wertvariable mit v und die Preisvariable für Waren der Art i mit p_i , so können wir die angegebene Definition durch $p_i \stackrel{\text{df}}{=} v : N_i$ und die zugehörige Gleichung durch $v = p_i \cdot N_i$ ersetzen. Mit dieser Ersetzung wird ökonomisch zugleich die Proportion $v : p_i = N_o : T_{oi}$ als gültig angenommen, denn beide Verhältnisse sind der Gebrauchswertart N_i gleich, die das Tertium comparationis dieser Gleichheit bildet. Was damit den Preis vom im universellen Tauschmittel ausgedrückten Tauschwert unterscheidet, ist der Umstand, daß dieses Tauschmittel nun als *Geld* vorausgesetzt wird, das keinen Gebrauchswert hat, sondern Wert darstellt. Wir hätten auch umgekehrt verfahren können, indem wir ökonomisch die Proportion $v : N_o = p_i : T_{oi}$ postulieren, durch die der Wertbegriff

⁴⁹ A. a. O., S. 84

eingeführt wird. Aus dieser Proportion folgen sowohl die angegebene Preisdefinition als auch die entsprechende Wertgleichung, die, wie man sieht, Schumpeters Anmerkung zum Wertbegriff konfirmiert. In diesem Zusammenhang muß notiert werden, daß wir mit der Gleichung $v = p_i \cdot N_i$ zwar eine Wertvorstellung besitzen, aber keinen definierten Wertbegriff. Definiert ist darin nur der Preis – und zwar mit Hilfe des Gebrauchswerts (Menge der Gebrauchswerteinheiten der Art i) und des Werts. Zu klären bleibt, ob eine Wertdefinition möglich ist. Ehe dies Problem behandelt wird, soll jedoch zuvor die Marxsche Wertformlehre rekapituliert werden.

Die Wertform

Marx unterscheidet, wie bekannt, die *einzelne* (einfache) von der *besonderen* (entfalteten oder totalen) und der *allgemeinen* Wertform.⁵⁰ Wie aus dem vorgestellten Rasonnement hervorgeht, versteht sich, daß wir den Ausdruck „ x Ware A = y Ware B“ als unmittelbare Kontradiktion ausschließen müssen, womit er nicht zum Bestand einer verständig rekonstruierten Marxschen Werttheorie gehören kann. Der Ausdruck „ x Ware A ist y Ware B wert“ dagegen, von Marx als Interpretation des ersteren verwendet, ist völlig akzeptabel, macht aber gleichzeitig klar, daß die Wertvorstellung ohne Wertbegriff, d. h. ohne *Definition* des Werts, bereits (prädikativ) verwendet wird. Es handelt sich also nicht darum, daß die Wertformlehre etwa den Marxschen Wertbegriff analytisch korrekt einführt. Sie ist vielmehr eine genetische Erklärung der Generalisierung der Wertvorstellung, die als solche für die einzelne Wertform schon vorausgesetzt ist. Sie führt auch nicht über den Bereich der Vorstellung hinaus, sondern operiert mit den Kategorien des Einzelnen, Besonderen und Allgemeinen in diesem Bereich – etwa in der Art, in der Hegel die altorientalische, die griechisch-römische (antike) und die germanische Gesellschaft mit der berühmten Feststellung unterscheidet: Einer ist frei, einige sind frei, alle sind frei.⁵¹ Das der Wertformlehre zugrunde liegende Interesse ist demgemäß klar historisch, nicht analytisch.

⁵⁰ Vgl. K. Marx a. a. O., S. 62-83

⁵¹ Vgl.: G. W. F. Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte. Hrsg. v. J. Hoffmeister bzw. G. Lasson, eingel. v. G. Stiehler. Berlin: Akademie-Verlag 1970

Nach der hier avisierten Rekonstruktion ist nun zu sagen, daß die einfache Wertform durch jede Gleichung der Form $N_A = (N_A : N_B) \cdot N_B$ präsentiert wird. Korrekt gesagt, liegt gar keine *Wertform* vor, sondern die Form des Austauschs von Produkteinheiten nach ihrem *Gebrauchswert* unter Einschluß des Tauscherts, der als Proportionalitätsfaktor die analytische Gleichheit der beiden Gebrauchswertarten sichert. Man kann sie als Form des zufälligen singulären Produktaustauschs (der Naturalwirtschaft) ansehen, die bereits durch jeden auch stummen Tausch realisiert wird. Marx' Deutung des linken Terms als „relativer Wertform“⁵² ist unter Bedingung der Bindung der Wertvorstellung an das Geld, wie hier unterstellt, unhaltbar, ebenso seine Interpretation des rechten Faktors N_B als „Äquivalentform“⁵³. Dieser Faktor ist ohnehin nur Teil des rechten Terms, in dem als weiterer Faktor ja noch der Tauschwert auftritt. Wollte man eine einfache Wertform im korrekten Sinne angeben, müßte sie $v = p_A \cdot N_A$ lauten. Mit ihr wären Produkte, die Gebrauchswerteinheiten der Art A darstellen, zugleich als Wertträger angenommen. Daß das keine empirisch unsinnige Vorstellung ist, hat Bernhard Laum gezeigt.⁵⁴ Nach ihm müssen wir annehmen, daß die homerischen Griechen (diejenigen vor 850 v. d. Z.) das Rind als Wertmaßstab gebraucht haben.

Für die besondere Wertform können wir rekonstruieren:

$$N_A = (N_A : N_B) \cdot N_B \text{ oder } N_A = (N_A : N_C) \cdot N_C \text{ oder } N_A = (N_A : N_D) \cdot N_D \text{ oder ...}$$

Mit anderen Worten: Marx gibt hier eine logische Großadjunktion an, die für Produkte einer Gebrauchsart A mehrfache Tauschmöglichkeiten anzeigt und insofern einen entfalteten Tauschhandel reflektiert. Wieder ist zu sagen, daß es sich nicht eigentlich um eine *Wertform* handelt, sondern um einen naturalwirtschaftlichen vervielfachten Produktentausch, dessen historische Existenz

⁵² K. Marx a. a. O., S. 64-69

⁵³ Ebd., S. 70-74

⁵⁴ B. Laum: Heiliges Geld. Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes. Tübingen: Vlg. v. J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1924. Laum vertritt die These, daß die Wertbestimmung durch den Kultus ihren Anfang genommen habe, nicht durch den Handel (a. a. O., S. 27). In der Tat kann der Tauschhandel ohne jeden Rückgriff auf die Wertvorstellung stattfinden, indem er nicht Preise, sondern Verhältnisse zwischen Mengen angebotener Produkteinheiten verschiedener Gebrauchsart (Tauschwerte im erklärten Sinn) feststellt.

selbstverständlich aufzuweisen ist. Die entsprechende Wertform müßte vielmehr lauten:

$$v_1 = p_A \cdot N_A \text{ oder } v_2 = p_B \cdot N_B \text{ oder } v_3 = p_C \text{ oder...}$$

Sie reflektierte die unterschiedlichen Wertmaße unterschiedlicher Gemeinwesen – bei unterstellter Annahme, daß jedes Gemeinwesen genau einen Wertmaßstab verwendet. In der modernen Welt hat man in den verschiedenen Geldarten der verschiedenen Nationen das Exempel für diesen Sachverhalt.

Die allgemeine Wertform ist im Unterschied zur besonderen logisch eine Großkonjunktion:

$$T_{AB} \cdot N_B = N_A \text{ und } T_{AC} \cdot N_C = N_A \text{ und } T_{AD} \cdot N_D = N_A \text{ und...}$$

Auch sie ist natürlich keine *Wertform* im strengen Sinne, sondern die Angabe der Tauschgleichungen für ein Gebiet, in dem Produkteinheiten der Gebrauchsart A für die Aneignung von Produkteinheiten beliebiger anderer Arten zu zahlen sind. Sie ist also, wenn wir die Marxsche Ausdrucksweise variieren dürfen, die allgemeine Gebrauchswertform. Mit ihr ist zugleich Marxens „Geldform“ gegeben⁵⁵, sofern, wie Marx mit Verwendung des Namens „2 Unzen Gold“ unterstellt, die Geldware nach ihrem Gebrauchswertmaß angezeigt wird. Die tatsächlich entsprechende Wertform hieße:

$$p_B \cdot N_B = v \text{ und } p_C \cdot N_C = v \text{ und } p_D \cdot N_D = v \text{ und...}$$

Indem nun nach unserer Voraussetzung Geldeinheiten bzw. Geldmengen Werte darstellen, liefert die Ersetzung der Variablen v durch die für sie zulässigen Konstanten das, was Marx die „Preisform“⁵⁶ nennt. Denn er nimmt überhaupt an: „Der Preis ist der Geldname der in der Ware vergegenständlichten Arbeit.“⁵⁷ Diese Annahme ist nach der hier gebotenen Rekonstruktion inakzeptabel, und es ist zu

⁵⁵ K. Marx a. a. O., S. 84

⁵⁶ Ebd.

⁵⁷ A. a. O., S. 116

sagen: Die Crux der Marxschen Wertlehre ist die Identifikation des Preises *als Wert*. Die Marxsche Wertlehre, obwohl sie im ersten Schritt völlig richtig den Tauschwert als *Verhältnis* charakterisiert, verliert im weiteren Gange diese Orientierung, um sich dann den Preis, *der auch ein Verhältnis ist*, als Wert zu suggerieren.

Wie kommt es zu diesem Mißverständnis? Gleich nach Erklärung der für mich entscheidenden Feststellung über die Verhältnisnatur des Tauschwerts, formuliert Marx weiter: „Der Tauschwert scheint daher etwas Zufälliges und rein Relatives, ein der Ware innerlicher, immanenter Tauschwert (*valeur intrinsèque*) also eine *contradictio in adjecto*.“⁵⁸ Weil der Preis beständig mit Zeit und Ort wechselt, soll offenbar dieser Schluß gelten. Allein, der Satz ist kein (logisch begründeter) Schluß, sondern eine reine zusätzliche Behauptung. Natürlich kann auch der Tauschwert mit Zeit und Ort wechseln, ohne seine Natur, ein Größenverhältnis zu sein, zu verlieren. Er ist aber dann unmißverständlich *kein* „der Ware innerlicher, immanenter Tauschwert“, sondern das über die Tauschvereinbarung konstituierte Tauschverhältnis zwischen Gabe und Gegengabe. Der *Tauschwert* ist eine *Austauschgröße* und daher kein der Ware innerliches Maß. Wirklich innerlich ist der *Wert*. Und mit ihm verwechselt Marx offensichtlich bewußtlos den Tauschwert. Das ist angesichts der Inflation des Gebrauchs des Wortes *Wert* in der Wirtschaftswissenschaft so überraschend nicht. Und da Marx das analytische Instrumentarium zum Umgang mit Maßarten und Größen nicht zur Verfügung steht (er hielt sich für algebraisch fähig, aber für unfähig im Umgang mit den technischen Determinationen der naturwissenschaftlichen Erkenntnis), kann er seine vielfach korrekten Ansätze nicht im ganzen Text fortlaufend durchhalten und bemerkt oft nicht, daß er sich logisch widerspricht. Das ist gewiß nicht nur das Unglück Marxens, sondern die alltägliche Gefahr für jede theoretische Arbeit. Die so – im Eifer des Gefechts – entstehenden Widersprüche können ausgeräumt werden, ohne daß das ganze Gebäude abgerissen werden muß.

Die terminologische Wertinflation zu beherrschen, empfiehlt es sich, nochmals die wichtigen Bestimmungen zu präsentieren, die in dieser Rekonstruktion der Marxschen Wertlehre verwendet werden:

⁵⁸ A. a. O., S. 50-51

- (1) Gebrauchswertmengen sind $N_1, \dots, N_i, \dots, N_n$.
- (2) Tauschwerte sind die Verhältnisse $N_i : N_j$ mit der Definition $T_{ij} =_{df} N_i : N_j$.
- (3) Werte sind Maße der Art v mit der Wertgleichung $v = p_i \cdot N_i$, worin die Variable p_i Preise für Gebrauchswertmengen der Art i bedeutet.

Der Marxsche Arbeitswert

Lassen wir die Verwechslung von Tauschwert und Wert beiseite und fragen nun nach der Rekonstruierbarkeit des Marxschen Diktums, daß die menschlichen Arbeitsprodukte nach Abstraktion von der Besonderheit ihrer Gebrauchsarten nur noch darstellen, „daß in ihrer Produktion menschliche Arbeitskraft verausgabt, menschliche Arbeit aufgehäuft ist. Als Kristalle dieser ihnen gemeinschaftlichen gesellschaftlichen Substanz sind sie Werte – Warenwerte“⁵⁹ Ohne mich auf die umfangreiche Diskussion der Arbeitswertlehre einzulassen, möchte ich mit Bezug auf das Zitat sofort notieren, daß mit der Unterscheidung der *Arbeitskraft* von der *Arbeit*, die Marx selbst in die Ökonomie eingeführt hat⁶⁰, das Problem zur Debatte steht, ob erstere oder letztere oder beide oder schließlich beide und etwas Drittes – nämlich die Arbeits- oder Produktionszeit – zusammen den Wert bestimmen. Dieses Problem hat Marx nicht entschieden und offenbar auch gar nicht gesehen. Lassen wir die Kategorie der Substanz, die Marx hier verwendet, beiseite und verwenden die der Funktion, dann heißt unser Problem: Ist der Wert eine Funktion allein der Arbeitskraft $v = f(K)$ oder eine Funktion der Arbeit $v = f(A)$ oder, wie andere Textstellen nahe legen, eine Funktion der Arbeitszeit $v = f(t^A)$ oder was sonst?

Auf diese Frage hat 1970 A. Bródy präzise geantwortet: „Die Größe der aufgewandten Arbeit $[A \cdot t]$ bildet den Wert. Daraus folgt, daß $[A] = [v \cdot t^{-1}]$ gilt, Arbeit die Dimension eines Wertstroms hat.“⁶¹ Ich halte diese Feststellung für völlig korrekt, nehme sie an und habe unter Rücksicht auf die Marxsche Wertlehre nur

⁵⁹ A. a. O., S. 52

⁶⁰ A. a. O., S. 187, sagt er sehr schön: „Wer Arbeitsvermögen sagt, sagt nicht Arbeit, so wenig als wer Verdauungsvermögen sagt, Verdauen sagt.“

⁶¹ A. Bródy: Proportions, Prices and Planning. Budapest 1970. S. 97

noch zu bemerken, daß Bródy uns leider keine ökonomische Zeitanalyse liefert. Sie hat Marx aber vorgelegt. Nach ihm ist die Arbeitszeit (t^A) Teil der Produktionszeit (t^P), da in menschlichen Produktionen Produktionsdauern auftreten, in denen nicht gearbeitet, sondern auf das Reifen des Produkts gewartet werden muß (worüber jeder Landwirt Auskunft geben kann). Folglich ist analytisch anzunehmen: $t^A \leq t^P$ bzw. $t^P = t^A + t^N$, worin t^N für „natürliche Produktionsdauer“ steht, d. h. für jenen Teil der Produktionsdauer, der nicht Arbeitszeit ist (und unter Umständen natürlich von der Größe null sein kann). Weiter unterscheidet Marx die Zirkulationsdauer (t^Z) und die Umsatz- bzw. Zyklusdauer (T) mit der Feststellung, daß Produktions- und Zirkulationsdauer zusammen die Zyklusdauer ausmachen: $T = t^P + t^Z$.⁶² Mit Unterscheidung dieser fünf Zeitarten besteht die kritische Frage für Bródy's Bestimmung darin: Welche ökonomische Dauer bestimmt den Wert? Im Sinne von Marx kann nur geantwortet werden: Es ist die Produktionsdauer, weil nur fertige Produkte verkauft werden können. Da sie die Arbeitszeit einschließt, ist die Annahme der Produktionsdauer als eines den Wert bestimmenden Moments kein echter Widerspruch zum Marxschen Raisonement, wiewohl eine sozusagen sanfte Korrektur. Ich nehme also Bródy's dimensionstheoretische Bestimmung in der Form $[v] = [A \cdot t^P]$ an.

Da nun, wer „Arbeitsvermögen sagt,...nicht Arbeit“ sagt, Arbeit aber gesagt ist, entsteht das Problem, wie „das Arbeitsvermögen oder die Arbeitskraft“⁶³ von der Arbeit analytisch korrekt zu unterscheiden sei. Ich habe meine Antwort auf diese Frage mehrfach gegeben⁶⁴ und rekapituliere hier nur: Setzen wir den besonderen Fall der mittellosen Transportarbeit voraus, in dem eine Last (etwa vom Produktions- zum Verbrauchsort) verlagert wird, so haben wir die Situation der mechanischen Arbeit vor uns, die die klassische Theorie durch die Größengleichung

⁶² K. Marx: Das Kapital. Zweiter Band. In: MEW 24, S. 154 ff.

⁶³ K. Marx: Das Kapital. Erster Band. A. a. O., S. 181

⁶⁴ Vgl.: P. Ruben: Produktivkraft und Produktivität in ökonomischen Maßarten. In: Dtsch. Z. Philos., Berlin 36(1988)3, 241-250. Ders.: Von der Arbeit und ihrer ökonomischen Bestimmtheit. In: Dtsch. Z. Philos. Berlin 41(1993)2, 257-262. Ders.: Ist die Arbeitskraft eine Ware? In: Kritische Philosophie gesellschaftlicher Praxis, hg. v. H. Eidam u. W. Schmied-Kowarzik. Würzburg: Vlg. Königshausen & Neumann 1995. S. 167-183. Ders.: Vom Problem der ökonomischen Messung und seiner möglichen Lösung. In: Elemente zur Kritik der Werttheorie, hg. v. F. u. G. Quaas. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1997. S.53-75

$A = K \cdot l$ bestimmt (mit A für „Arbeit“, K für „Kraft“ und l für „Länge“ eines Weges).

Nun bildet die Transportarbeit nach Marx ebenso Gebrauchswert wie Wert.⁶⁵ Also können wir die Länge des Weges als ein Maß für eine besondere Menge von Gebrauchswerteinheiten genau dann betrachten, wenn die fragliche Transportarbeit effektiv ökonomische Gebrauchswertbildung vermittelt. Das ist dann der Fall, wenn sie nach arbeitskontraktlich vereinbarter Arbeitszeit ordentlich bezahlt wird. In diesem Fall nimmt die ökonomisch realisierte Arbeit analytisch die Form $A = K \cdot N_i$ an. Der Übergang von der Mechanik zur Ökonomie wird somit durch die Gebrauchswertdeutung der Weglänge begründet, die gerade Marx mit äußerster Klarheit vorgenommen hat. Was immer man gegen die ökonomische Deutung der Arbeit z. B. eines Huckers aus dem Bau einwenden mag, es ist nicht zu sehen, daß diese Deutung im Widerspruch zur Marxschen Wertlehre steht. Ich sehe auch keinen sonstigen Grund, zwischen Mechanik und Ökonomie eine Mauer zu errichten.

Der nächste Schritt ist natürlich die Generalisierung des speziellen Falls, also die Annahme des Postulats, daß alle Arbeit analytisch in der Ökonomie durch die Gleichung $A = K \cdot N_i$ bestimmt ist. *Die Arbeit ist ökonomisch als Produkt aus Arbeitskraft und Gebrauchswertmenge zu verstehen.* Mit dieser Festlegung wandelt sich Bródy's These in die Feststellung $[v] = [K \cdot N_i \cdot t^P]$ um. Dies ist die Dimensionsangabe des Werts im Sinne der Arbeitswertlehre. Die in ihr auftretenden Faktoren: Arbeitskraft, Gebrauchswertmenge, Produktionsdauer, müssen als voneinander unabhängig zu messende Grundmaßarten der Ökonomie gelten. Wissenschaftstheoretisch sind sie damit Grundvorstellungen der Ökonomie (so genannte undefinierte „Grundbegriffe“ – ein schlechter Terminus, weil *jeder* Begriff erst durch Definition bestimmt ist) und als solche die Mittel zu *Definition des ökonomischen Wertbegriffs*.

Mit unserer obigen Wertgleichung $v = p_i \cdot N_i$ ist nach der gegebenen Explikation des Arbeitswerts nun natürlich das Problem gestellt, wie der Zusammenhang beider Bestimmungen zu denken sei. Wollen wir nicht annehmen, daß es zwei ganz

⁶⁵ K. Marx: Das Kapital. Zweiter Band. A. a. O., S. 150 ff.. Ders.: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. In: MEW 42, S. 428-430 u. S. 535

verschiedene ökonomische Theorien gibt, so müssen wir die Identität der *Wertdimension* annehmen, also behaupten, daß $[p_i \cdot N_i] = [K \cdot N_i \cdot t^P]$ gilt. Damit gewinnen wir die *Preisdimension* $[p_i] = [K \cdot t^P] = [v \cdot N_i^{-1}]$. Gehen wir vom Gebrauch allein der Dimensionen zum Gebrauch der Maßarten über, stellt sich die Frage, ob der Arbeitswert als Einnahme oder Ausgabe zu denken sei (also positiv oder negativ determiniert ist). Eine zeitbestimmte Werteinnahme heißt bekanntlich Einkommen (E), ist, wie man sagt, ein positiver Wertstrom: $E = v : t$. Die Arbeitswerttheorie besteht dann wesentlich in der Annahme, daß alles Einkommen durch Arbeitsaufwand bestimmt ist. Damit ist anzusetzen, daß die Arbeit der zum Einkommen gehörige, aber entgegen gesetzte Wertstrom ist, so daß $E + A = 0$ für abgeschlossene Einkommens- und Arbeitssysteme zu postulieren ist. Daraus folgt schließlich die Wertgleichung der Arbeitswertlehre: $v = -K \cdot N_i \cdot t^P$. Mit ihr gilt auch: $p_i = -K \cdot t^P$, d. h. der Preis als Funktion der Arbeitskraft und der Produktionsdauer.

Wie man sieht, ist der in der Rekonstruktion festgestellte Marxsche Arbeitswert analytisch von der Wertvorstellung des Kaufmanns (Wert = Preis mal Menge) nicht verschieden. Daß dies so ist, erkennt man aber erst dadurch, daß die vollständige Maßartenbasis der Ökonomie expliziert wird, die m. E. die Arbeitskraft, die Gebrauchswertmengen der endlich vielen Gebrauchsarten und die Produktionsdauer als undefinierte Grundvorstellungen umfaßt. Mit Hilfe dieser drei sind alle anderen Maß- oder Größenarten der Wirtschaftstheorie zu definieren. Es trifft so nicht zu, daß, mit J. M. Keynes zu sprechen, „viele unnötige Verwirrung vermieden werden kann, wenn wir uns in bezug auf das Verhalten der wirtschaftlichen Ordnung als Ganzes streng an die zwei Einheiten ‘Geld und Arbeit’ halten“⁶⁶. Das Geld repräsentiert den Wert, der definiert werden kann, und die Arbeit ist ebenfalls durch Analyse auf einen definitorisch bestimmbar Ausdruck zu bringen. Werden für sie

⁶⁶ J. M. Keynes: Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes. Dt. Übers. v. F. Waeger. 6. Aufl.. Berlin: Duncker & Humblot 1983. S. 38. Den „Gebrauch von Einheiten besonderer Produktionen und Ausrüstungen“ will Keynes „für die Gelegenheiten aufsparen, wo wir die Produktion einzelner Firmen oder Industrien im einzelnen analysieren“ (ebd.) und läßt damit immerhin als dritte Einheitenart spezifische Gebrauchswertmengen zu.

undefinierte Vorstellungen verwendet, ist „viele unnötige Verwirrung“ gerade unvermeidbar.

Der inhaltslogische Hintergrund

Die Annahme des ökonomischen Werts als eines Produkts aus Arbeitskraft, artbestimmter Gebrauchswertmenge und Produktionsdauer steht in klarer Analogie zum Maßartensystem der klassischen Mechanik, in der die Wirkung (w) als Produkt aus (träger) Masse (m), Länge (l) und Dauer (t) bestimmt ist: $w = m \cdot l \cdot t$. In der technischen Mechanik wird anstelle der Masse vielmehr die Kraft (K) als Grundvorstellung („undefinierter Grundbegriff“) verwendet, so daß hier die Bestimmungsgleichung $w = K \cdot l \cdot t$ für die Wirkung gilt. Betrachtet man beide Gleichungen nur als Dimensionsfestlegungen: $[v] = [K \cdot N_i \cdot t^P]$, $[w] = [K \cdot l \cdot t]$, so hat man es mit reinen *Qualitätsurteilen* zu tun, d. h. mit Ausdrücken, die im Sinne der intensionalen Logik *Inhalte* operativ verknüpfen. Die verwendete Operation ist die der Produktbildung (der Name *Multiplikation* sei dem Bezeichnen des Operierens mit Zahlen u. a. mathematischen Objekten vorbehalten).

Wird nun diese Operation als inhaltslogische verstanden, so nehmen beide Dimensionsfestlegungen den Charakter logischer Behauptungen an.⁶⁷ Gibt es ein logisches Fundament, in dem dieser Charakter nachgewiesen werden kann? Nach meiner Sicht der Dinge liegt es in Hegels Schlußlehre, wenn auch unfertig, vor.⁶⁸

Hegel unterstellt als logische Inhalte *das Einzelne* (E), *das Besondere* (B) und *das Allgemeine* (A), um für diese drei logischen Objekte die folgenden Schlußfiguren anzugeben:

Erste Figur: E – B – A.

Zweite Figur: B – E – A.

⁶⁷ Es ist ausdrücklich auf den Unterschied zwischen der gewöhnlich *extensional* konstituierten Logik und der hier avisierten *intensionalen* hinzuweisen. In der extensionalen Logik, die nicht Inhalte, sondern Umfänge thematisiert, kann die folgende Argumentation nicht formuliert werden. Zur intensionalen Logik vgl.: R. Kauppi: Über die Leibnizsche Logik mit besonderer Berücksichtigung des Problems der Intension und der Extension. Helsinki 1960. Dies.: Einführung in die Theorie der Begriffssysteme. Tampere 1967. B. Hartmann: Logik und Arbeit. Sankt Augustin 1994.

⁶⁸ Vgl.: G. W. F. Hegel: Wissenschaft der Logik. Zweiter Teil. Hrsg. v. G. Lasson. Leipzig: Meiner 1950. S. 308-352

Dritte Figur: E – A – B.

Vierte Figur: A – A – A,

„der mathematische Schluß“⁶⁹.

Marx hat in seiner Wertlehre von 1859 bemerkt, „daß in W – G – W die beiden Extreme W nicht in derselben Formbeziehung zu G stehen. Die erste Ware verhält sich als besondere Ware zum Geld als der allgemeinen Ware, während Geld als die allgemeine Ware sich zum zweiten W als einzelner Ware verhält. W – G – W kann daher abstrakt logisch auf die Schlußform B – A – E reduziert werden, worin die Besonderheit das erste Extrem, die Allgemeinheit die zusammenschließende Mitte und die Einzelheit das letzte Extrem bildet“⁷⁰.

Das ist unmißverständlich eine Bezugnahme auf Hegels Logik. Sie wird 1867 im „Kapital“ nicht mehr *expressis verbis* gemacht, obwohl, mit Hegel zu reden, die Figur W – G – W beibehalten wird und sogar zur Bildung des Marxschen Kapitalbegriffs fundierende Bedeutung erlangt. Denn Kapital kommt nach Marx durch reelle Verkehrung dieser Figur zustande, d. h. durch Verhalten nach der Figur G – W – G', wodurch nicht mehr das Geld als Tauschmittel für Waren, sondern umgekehrt Waren als Tauschmittel für quantitativ differente Geldmengen fungieren.⁷¹ Die Befassung mit Hegels Schlußlehre gehört also unabweisbar in die Rekonstruktion der Marxschen Wertlehre.

Sieht man genau hin, nimmt man wahr, daß Hegel die von Marx vorgestellte Schlußfigur B – A – E gar nicht gebraucht. So kann man Marx eine willkürliche Handhabung des Hegelschen Erbes nicht absprechen. Es ist ja akzeptabel, das Geld als „allgemeine Ware“ zu denken, aber wieso die *verkaufte* Ware die logische Ehre hat, die Besonderheit darzustellen, die *eingekaufte* Ware dagegen die Rolle der Einzelheit spielt, ist nicht einzusehen. Allein, würden wir Hegels dritte Figur zur Deutung heranziehen und die *verkaufte* Ware die Kategorie des Einzelnen vertreten lassen, die *gekauft* dagegen in der Bedeutung nehmen, das Besondere darzustellen, wären wir um keinen Deut gebessert. Die eine Sicht ist so willkürlich wie die

⁶⁹ A. a. O., S. 326

⁷⁰ K. Marx: Zur Kritik der Politischen Ökonomie. In: MEW 13, S.76

⁷¹ Vgl.: K. Marx: Das Kapital. Erster Band, a. a. O., S. 161-170

andere. Marx hat ersichtlich den Hegelschen Text nur als Produkt einer Autorität wahrgenommen, ohne ihn wirklich begriffen, d. h. geistig verarbeitet zu haben.⁷²

Der erste Schritt eines solchen Begreifens besteht nach meiner Ansicht in der schlichten Feststellung, daß uns Hegel in seinen Figuren mit den geschriebenen Strichen zwischen den Inhalten im Stich läßt. Was sollen sie bedeuten? Die Herkunft der Schlußfiguren ist ganz klar. Sie sind der Syllogistik Aristoteles' in mittelalterlicher Interpretation entnommen. Die erste Figur hat den klassischen *modus barbara* zur Basis, der in extensionaler Fassung (also bezogen auf Umfänge oder Klassen, die Aristoteles gerade nicht unterstellt) die Aussage

$$\forall E, B, A (E \subset B \wedge B \subset A) \rightarrow E \subset A$$

ist (E, B, A bezeichnen Klassen, \subset die Inklusionsbeziehung, \rightarrow die Subjunktionsoperation, \forall ist Kurzzeichen für die Urteilsbildung „Für alle...gilt:...“). Wie Hegel von diesem Schluß auf seine „Figur“ E – B – A kommt, ist eigener Untersuchung wert und muß hier beiseite gelassen werden. Klar ist jedenfalls: Sollten die Striche nur Kurzzeichen für den *modus barbara* sein, so verliert Hegel in seiner Logikrezeption das Bewußtsein des Umstands, daß die Logik außer logischen Objekten auch logische Handlungen (Operationen) und Beziehungen (Relationen) umfaßt, die angegeben werden müssen, soll die Theorie vollständig sein. Da E, B und A für Hegel zweifellos logische Intensionen sind (und keine Extensionen bzw. Klassen), kann angenommen werden, Hegel sei auf dem Wege gewesen, intensionale Operationen und Relationen zu sichten, ohne sie schließlich und endlich dingfest zu machen. Denn daß die fraglichen Striche genau solche Zeichen signalisieren müssen, steht außer Zweifel. Andernfalls wären die Schlußfiguren überhaupt keine logisch möglichen Ausdrücke, sondern subjektiv willkürliche Notationen, die uns gar nichts angingen.

Wir unterstellen also: Für Hegels Striche sind Operationen und Relationen so zu finden, daß aus den Figuren präzise Aussagen werden. An Relationen haben wir in der Logik nur die Äquivalenz und die Implikation zu bedenken. Von welchen

⁷² J. O'Malley und F. E. Schrader haben in diesem Zusammenhang auch keine andere Aufklärung bieten können. Vgl. beider Publikation: Marx's précis of Hegel's doctrine on being in the Minor Logic. In: International Review of Social History XXII(1977), 423-431

Operationen könnte die Rede sein? Genau an dieser Stelle kommt nun der Vergleich der beiden Dimensionsgleichungen der technischen Mechanik und der Ökonomie ins Spiel. Die Dimensionen können als logische Inhalte verstanden werden, wenn die Operationen der Produkt- und Verhältnisbildung als *logische* Operationen angenommen werden. Das ist im Allgemeinen bisher nicht der Fall, soll hier aber als möglicher Schritt präsentiert werden.⁷³ Wenn wir annehmen, daß der ökonomische Wert das Allgemeine der Wirtschaftstheorie ist, die Wirkung das Allgemeine der Mechanik – und diese Annahme ist sehr wohl legitimierbar –, dann läßt sich fragen, ob die Grundmaßarten nicht als Einzelne, d. h. als *Arten* dieser (logisch gefaßten) *Gattungen* gedacht werden können. Es wäre dann zu beweisen, daß eine intensionale Gattung genau drei Arten hat.

Dazu ist erforderlich, den inhaltslogischen Negationsbegriff entsprechend zu definieren und Produkt- wie Verhältnisbildung als inhaltslogische Operationen zu akzeptieren. Angenommen, A bezeichnet die allgemeine Dimension einer messenden Wissenschaft, so können wir erklären: $[1] =_{df} A : A$ bestimmt die Negation des Allgemeinen $\neg A = [1]$ ⁷⁴, so daß $A = A \cdot [1]$ bzw. $A = A \cdot \neg A$ gilt. Die Einsdimension ist demgemäß das inhaltslogische Negat der Gattungsdimension (der allgemeinen Dimension), und der Ausdruck sagt das aus, was ein korrekter Satz über den intensional gefaßten Widerspruch aussagen kann. Angenommen weiter, E_i bezeichne eine einzelne Dimension, die durch ein Grundmeßverfahren (nicht durch eine Definition) bestimmt ist, so läßt sich ihr Negat durch $\neg E_i =_{df} A : E_i$ definieren. Und es ist klar, daß $A = E_i \cdot \neg E_i$ gilt. Das Negat des Einzelnen $\neg E_i$ ist nun offenbar das Besondere B_i , das in Hegels Schlußlehre auftritt, so daß wir seine erste Figur durch den inhaltslogischen Satz $E_i \cdot B_i = A$ deuten können. Der erste Strich dieser Figur meint also die *Operation* der Produktbildung, der zweite Strich die *Relation* der inhaltslogischen Äquivalenz – jedenfalls in der hier vorgestellten Interpretation (die man natürlich zurückweisen kann, um eine bessere Deutung vorzuschlagen).

⁷³ Die Präsentation bietet das Resultat einer langen und privat geführten Debatte vor allem in den achtziger Jahren, deren Ergebnis erst nach der „Wende“ in der DDR erscheinen konnte – nämlich in der schon notierten Arbeit von B. Hartmann.

⁷⁴ Das Zeichen \neg meint die logische Negation; der Term $\neg A$ bedeutet also dasselbe wie „nicht A“.

Zu zeigen bleibt noch, daß es zu einem Allgemeinen genau 3 Einzelne gibt (eine Inhaltsgattung also genau 3 Inhaltsarten hat): Es versteht sich, daß mit der Negation $\neg E_1 = A : E$ auch der Satz $E_1 \cdot \neg E_1 = A$ gilt. Die Existenz von $\neg E_1$ bedeutet, daß es mindestens ein E_2 gibt, für das ebenso $E_2 \cdot \neg E_2 = A$ angenommen werden muß. Also gilt $\neg E_1 : E_2 = \neg E_2 : E_1$.

Insbesondere gilt auch $\neg E_1 \cdot \neg E_2 = (A : (E_1 \cdot E_2)) \cdot A$. Darin kann der eingeklammerte Term $A : (E_1 \cdot E_2)$ nichts anderes als die Negation $\neg(E_1 \cdot E_2)$ bedeuten. Dieses Negat kann weder E_1 noch E_2 bedeuten und auch nicht ihre Einheit, ihr Produkt, und ebensowenig die Einsdimension [1]. Also muß es Definiens eines dritten Einzelnen E_3 so sein, daß mindestens $E_3 = \neg(E_1 \cdot E_2)$ anzunehmen ist. Es kann aber auch kein weiteres Einzelnes E_4 durch das Definiens bestimmt sein, weil klar ist, daß, falls $E_3 = \neg(E_1 \cdot E_2) = E_3 \cdot E_4$ angenommen wird, wegen der Drittgleichheit $E_4 = [1]$ folgt. Also muß die Bestimmung $A = E_1 \cdot E_2 \cdot E_3$ gelten. Meßtheoretisch bedeutet das: Zu einer allgemeinen Maßgattung gehören genau drei Grundmeßverfahren, deren Einheit (Produkt) sie determiniert.

Im Sinne dieses Rasonnements ist also der hier explizierte Wertbegriff logisch fundiert und läßt die Feststellung zu: Das Besondere, das Marx gesucht hat, ist nicht die verkaufte Ware, sondern der *Preis*, zu dem sie verkauft wird; das Einzelne ist nicht die gekaufte Ware, sondern ihre artspezifische *Gebrauchswerteinheitenmenge*; das Allgemeine dagegen ist von Marx richtig gesehen worden.

Seine Figur $W - G - W$ aber ist eine Realisation von $A - A - A$, der vierten Figur Hegels, weil Waren und Geld gleichermaßen *Werte* darstellen, das Allgemeine der Ökonomie. Diese Figur kennt man sonst auch mit der Aussage über die so genannte Drittgleichheit: Sind zwei Maße einem dritten Maß gleich, so sind sie untereinander gleich.

Konsequenzen der Rekonstruktion

An dieser Stelle möchte ich meine Argumentation zur Frage, was von der Marxschen Werttheorie bleibe, beenden und nur noch notieren, daß sie sozusagen nur ein Gerüst künftiger und vollständigerer Rekonstruktion liefern soll – mehr nicht. Nach meiner Sicht dieser Lehre zeigt sich, daß sie ebenso enorme Stärken wie Schwächen hat, weshalb ein einfaches Urteil gar nicht möglich ist. Man muß sich Seite für Seite durch den Marxschen Text durchkämpfen, um zu einem plausiblen Urteil zu kommen. Und Marx denkt gar nicht daran, seinem Publikum einfache und eingängige Kost zu bieten.

Nehmen wir als wirklich wichtiges Beispiel seine These vom Warencharakter der Arbeitskraft⁷⁵, die hier natürlich aus dem einfachen Grunde zurückgewiesen werden muß, weil die Arbeitskraft ökonomische Grundmaßart sowie Faktor des Werts ist und eben deswegen keine *Ware* sein kann, d. h. kein *Wertträger*. Wie nebenher sagt uns Marx ein paar Seiten später: „Der Wert der Arbeitskraft löst sich auf in den Wert einer bestimmten Summe von Lebensmitteln.“⁷⁶ Das besagt in unserem Kontext: Marx verwendet den Terminus „Wert der Ware Arbeitskraft“ als eine bloße Sprachphrase, die keinen analytisch definitiven Sinn hat, als eine – Metapher. Daß eine Lebensmittelmenge einen bestimmten Wert hat, ist unbestritten. Daß der Arbeiter ohne Konsumtion von Lebensmitteln seine Arbeitskraft nicht erhalten kann, versteht sich. Daß sein Lohn den Erwerb dieser Lebensmittel zulassen muß, ist klar. Aber muß deswegen die Arbeitskraft Ware sein? Ist deswegen der Arbeitsvertrag ein Kauf- oder Tauschvertrag?

Ist es nicht vernünftiger, Kants Rechtslehre in Rechnung zu stellen, die den Kaufvertrag als belästigten Vertrag vom Lohnvertrag als Verdingungsvertrag unterscheidet?

„Der L o h n v e r t r a g (*locatio operae*)“, sagt Kant, „d. i. die Bewilligung des Gebrauchs meiner Kräfte an einen anderen für einen bestimmten Preis (*merces*). Der Arbeiter nach diesem Verträge ist der Lohndiener (*mercennarius*).“⁷⁷ Natürlich muß man auch hier sofort fragen, ob denn Kants Unterstellung, ein *anderer* könne

⁷⁵ K. Marx: Das Kapital. Erster Band. A. a. O., S. 181

⁷⁶ Ebd., S. 186

⁷⁷ I. Kant: Metaphysik der Sitten. Hrsg. v. K. Vorländer. 4. Aufl.. Hamburg: Meiner 1966. S. 101

meine Kräfte gebrauchen, einem echten empirischen Sinn hat, oder ob es sich nicht vielmehr darum handelt, daß ich „bloß an des anderen Stelle und i m N a m e n eines anderen“ meine Kräfte gebrauche, so daß der Arbeitsvertrag ein Kantscher Bevollmächtigungsvertrag (*mandatum*) wäre⁷⁸. Dies sei hier dahingestellt, weil die Implikationen der Problemlösung den Rahmen des zur Verfügung stehenden Platzes sprengen würden. Sicher aber bleibt, daß der Arbeitsvertrag kein Vertrag über den Stellenwechsel der Ware und des Geldes sein kann, keine Wertübertragung kontraktlich fixiert. Was der Arbeiter für Geld (Lohn) liefert, hat die Dimension $[A \cdot t^A]$, d. i. die Wertdimension, die eben durch Geld realisiert wird. Da A die Arbeit (labor) meint, müssen wir das Produkt $A \cdot t^A$ zur Vermeidung von (ewigen) Mißverständnissen anders *nennen*. Und die deutsche Sprache liefert dafür das Wort *Dienst*, auch das Wort *Werk*, bei welchen wir es belassen können. Der Arbeitsvertrag ist wesentlich eine Vereinbarung über den Wert des Werks oder Dienstes, den der Arbeiter für den Produzenten verrichtet (nicht „leistet“, weil Leistung durch $L =_{df} A : t^A$ definiert ist). Und das Lohneinkommen ist daher der zu diesem Wertstrom (Wertschöpfung) entgegengesetzte Wertstrom.

Auf diese Weise könnte man weiter versuchen, die Höhen und Tiefen der Marxschen Wertlehre zu durchforsten, um eine analytisch fundierte Marxsche Wertlehre zu präsentieren, die ihren Schöpfer nicht verleugnet, seine Eskapaden aber ausschließt. Insbesondere z. B. ist klar, daß das viel diskutierte so genannte „Transformationsproblem“, „Verwandlung der Warenwerte in Produktionspreise“⁷⁹, in der meßtheoretisch begründeten und so rekonstruierten Marxschen Wertlehre aus dem einfachen Grunde gar nicht vorkommen kann, weil sich Werte a priori nicht in Preise verwandeln können. In der Mechanik würde niemanden einfallen, nach der „Verwandlung“ der Wirkungen in Impulse oder der Streckenlängen in Geschwindigkeiten zu fragen, wenngleich natürlich die Feststellung ihrer Zusammenhänge getroffen wird. Es wäre allerdings nach den Zusammenhängen zu fragen, die mit der Annahme einer allgemeinen Profitrate das Verhältnis der

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ K. Marx: Das Kapital. Dritter Band. In: MEW 25, S. 164-181

individuellen und *sozialen* Werte (Marktwerte oder „Produktionspreise“) betreffen. Das kann aber hier nicht mehr geschehen.

Es sei nur noch eine kurze Bemerkung zur so genannten Nutzenlehre des Werts angefügt: Wird der Nutzen, wie in der Regel, in Geld gemessen, so ist das Wort „Nutzen“ nur eine andere Bezeichnung für das, was hier „Wert“ heißt (der Grenznutzen ist demnach der Grenzwert). Das in der Nutzenlehre des Werts gebrauchte Wort „Menge“ meint offenbar das, was hier mit „Gebrauchswertmenge“ bezeichnet worden ist. Damit aber ist entschieden, daß es zwischen der Arbeitswertlehre und der Nutzenlehre des Werts keinerlei analytischen Gegensatz gibt. Der Schein desselben tritt nur ein, wenn man einerseits $v = p_i \cdot N_i$ und andererseits $v = -A \cdot t^P$ feststellt und beide Bestimmungen für miteinander unverträglich hält. Solche Scheinproduktion kann gelingen, solange Marx' Unterscheidung der Arbeitskraft von der Arbeit nicht analytisch präzisiert wird. Das wieder ist der Fall, solange beide unverdrossen als „Waren“ angesehen werden, also als *Werträger*, was sie nur in der ökonomisierenden Imagination sind.

Zum Abschluß meiner vorläufigen Beantwortung der Frage, was von der Marxschen ökonomischen Theorie denn wohl den kommunistischen Zusammenbruch überleben werde, muß ich wenigstens noch kurz auf ihre Reproduktionslehre hinweisen. Sie gehört, das darf man wohl mit allgemeiner Zustimmung festhalten, zu ihren stärksten und fundiertesten Bestandteilen.

Die Reproduktionstheorie

In der Tradition der klassischen Ökonomie physiokratischer Provenienz stellt Marx das Problem: „Wie wird das in der Produktion verzehrte *Kapital* seinem Wert nach aus dem jährlichen Produkt ersetzt, und wie verschlingt sich die Bewegung dieses Ersatzes mit der Konsumtion des Mehrwerts durch die Kapitalisten und des Arbeitslohns durch die Arbeiter?“⁸⁰ Die Möglichkeit dieser Ersetzung zu erklären, ist die Aufgabe der Reproduktionslehre. Sie beginnt zunächst mit der Präsentation der einfachen Reproduktion bzw. dessen, was man sonst das „ökonomische

⁸⁰ K. Marx: Das Kapital. Zweiter Band. In: MEW 24, S. 392

Gleichgewicht“ nennt. Marx weiß: „Die einfache Reproduktion...erscheint... als eine Abstraktion, als... auf kapitalistischer Basis Abwesenheit aller Akkumulation... eine befremdliche Annahme ist,...“⁸¹ Das Problem gilt ganz allgemein für allen Wertersatz, ob nun kapitalistisch bestimmt oder nicht, und kann nur so gelöst werden, daß man die einfache Reproduktion oder das wirtschaftliche Gleichgewicht als eine Idealisierung denkt, relativ zu der Veränderungen und Akkumulation überhaupt erst bestimmt festgestellt werden können. Der Hinweis auf die wirkliche Wirtschaft, die nie im Gleichgewichtszustand verharre, ist daher keine ernst zu nehmende Entgegnung auf die Konstruktion der einfachen Reproduktion. Wie sieht sie Marx?

Die einfache Reproduktion

Er gliedert die Gesamtproduktion in die beiden Produktionszweige I (Produktionsmittel) und II (Konsumtionsmittel) mit der Feststellung, daß beide Abteilungen Jahresprodukte liefern, welche seiner Wertsumme $c + v + m$ entsprechende Werte darstellen. Um nicht Irritationen hervorzurufen, muß eine Umbenennung vorgenommen werden. Wir schreiben den Wert und seine von Marx identifizierten Teile am besten mittels des Ausdrucks $v = v_c + v_v + v_m$ nieder, womit wohl der Zusammenhang der hier rekonstruierten Wertlehre mit den Marxschen Determinationen sichtbar bleibt. Der Wert des Jahresprodukts der Produktionsmittelerzeugung sei durch v_1 bezeichnet, der des Jahresprodukts der Konsumgüterproduktion durch v_2 . Mit dieser Unterscheidung notieren wir dann für beide Zweige:

$$(I) \quad v_1 = v_{c1} + v_{v1} + v_{m1} , \qquad (II) \quad v_2 = v_{c2} + v_{v2} + v_{m2} .$$

Nun argumentiert Marx: Die Wertteile v_{v2} und v_{m2} müssen ebenso wie die Wertteile v_{v1} und v_{m1} „in Konsumtionsmitteln verausgabt werden“⁸². Soll einfache Reproduktion erfolgen bzw. ökonomisches Gleichgewicht herrschen, so kann dies

⁸¹ Ebd., S. 293-294

⁸² Ebd., S. 396

nur der Fall sein, wenn die Abteilung I, die ja Produktionsmittel erzeugt und Konsumtionsmittel braucht, mit der Abteilung II, die umgekehrt Konsumtionsmittel erzeugt und Produktionsmittel braucht, so tauscht, daß die Bedingung

$$v_{v1} + v_{m1} = v_{c2}$$

erfüllt wird.⁸³ Diese Gleichgewichtsbedingung ist wohl unmittelbar einsichtig und bietet eines der wichtigsten Theoreme der Marxschen Ökonomie. Es kann durch keinen negativen Ausgang irgendeines beliebigen kommunistischen Experiments erschüttert werden.

In diesem Zusammenhang ist ganz unwichtig, ob man die Marxsche Ausbeutungs- und Mehrwertbildungsvorstellung teilt oder nicht. Nennen wir v_v vielmehr *Lohn* und v_m *Profit*, so ändert sich an der Bedingung der einfachen Reproduktion gar nichts – auch dann nicht, wenn *Profit* vielmehr *Produzentenentgelt* genannt wird.

In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, daß G. A. Feldman 1928 seine Wachstumstheorie, die erste, die in der Ökonomie überhaupt formuliert worden ist, unter Voraussetzung der Marxschen Reproduktionslehre entwickelt hat.⁸⁴ Damit ist die Frage, was von der Marxschen ökonomischen Theorie bleibe, bereits längst innerökonomisch beantwortet worden. Gleiches ist mit Bezug auf die Verflechtungstheorie zu sagen, die von der Physiokratie über Marx zu Leontieff führt. Damit haben wir ein Stück Kontinuität ökonomischen Erkennens vor uns, in dem Marx einfach als ein Theoretiker unter vielen auftritt und unter ihnen seinen Platz sicher unverlierbar behält.

Die erweiterte Reproduktion

Sie ist von Marx nicht in der analytischen Klarheit (also mit Gleichungsangabe) beschrieben worden, die die Theorie der einfachen Reproduktion auszeichnet.⁸⁵

⁸³ Marx schreibt $I_{(v+m)} = II_c$, a. a. O., S. 401

⁸⁴ G. A. Feldman: Zur Wachstumstheorie des Nationaleinkommens. Hrsg. v. O. Kratsch. Berlin: Akademie-Vlg. 1969. S. 27 ff.

⁸⁵ Marx a. a. O., S. 485 ff.

Jedoch liegt eine hinreichend deutliche Beschreibung vor, und es ist das Verdienst von Werner Hofmann, aus dieser Deskription die adäquate Darstellung gewonnen zu haben⁸⁶. Ich brauche also nur seine Feststellung zu rekapitulieren. Die erweiterte Reproduktion impliziert eine Aufteilung des Mehrwerts in den zu konsumierenden Mehrwert v_m einerseits und den zu akkumulierenden Mehrwert v'_m andererseits. Letzterer muß zusätzlich in neues konstantes und variables Kapital zerlegt werden. Für diese Aufteilung wählen wir die Bezeichnungen v'_m (konstantes Kapital) und v''_m (variables Kapital). Das Jahresprodukt der erweiterten Reproduktion hat also den Wert $v = v_c + v_v + v_m + v'_m + v''_m$. Diese Aufteilung gilt wieder für beide Abteilungen I und II. Damit kann dann die Austauschbedingung – dem Fall der einfachen Reproduktion entsprechend – durch die Gleichung

$$v_{v1} + v_{m1} + v''_{m1} = v_{c2} + v'_{m2}$$

angegeben werden.

Was so erklärt ist, stellt keine *Entwicklung*, sondern *Wachstum* dar, *Kapitalzunahme*. Es handelt sich um den Wachstumspfad im ökonomischen Gleichgewicht, den Marx' Theorie der erweiterten Reproduktion bestimmt. Innovationen im Sinne Schumpeters kommen nicht vor, obwohl sie gelegentlich von Marx durchaus gesehen werden. So ist denn schließlich zu sagen, daß Marx den kapitalistischen Wirtschaftsprozess als Kapitalwachstum beschreibt – mit der bekannten Vorstellung, daß er durch das Wachstum der Armut auf der Seite der Vermögenslosen so komplettiert wird, daß sie in einer Revolution die Kapitaleigenschaft der Produktionsbedingungen beseitigen und das Gemeineigentum am Produktivvermögen herstellen. Demgemäß kann die Marxsche ökonomische Theorie nicht unter den Begriff einer Entwicklungstheorie subsumiert werden.

⁸⁶ Vgl.: W. Hofmann (Hrsg.): Sozialökonomische Studientexte. Bd. 3, Theorie der Wirtschaftsentwicklung. Vom Merkantilismus bis zur Gegenwart. 3. Aufl.. Berlin: Duncker & Humblot 1979. S. 68-75

Nachtrag über das Kapital⁸⁷

Da es gewiß als sehr merkwürdig erscheinen muß, wenn auf die Frage nach dem, was von der Marxschen ökonomischen Theorie bleibe, kein Wort über den Kern seiner Bemühungen gesagt wird, die Natur der kapitalistischen Produktionsweise zu verstehen, so sei gewissermaßen als Anhang wenigstens folgendes festgestellt:

Soweit ich sehen kann, gibt es beim gegenwärtigen Stand der Wirtschaftswissenschaft keine feste und generell akzeptierte Definition des *Kapitalbegriffs*. J. Hirshleifer notiert: „Das Wort ‘Kapital’ wird in wirtschaftswissenschaftlichen Schriften in einer Reihe von mehr oder weniger unterschiedlichen Bedeutungen gebraucht und ist somit Quelle großer Verwirrung.“⁸⁸ Dem kann man nur zustimmen. Hirshleifer selbst bietet die folgende Bestimmung an: „In der Literatur wird zumindest zwischen drei Bedeutungen unterschieden; sie können als (1) *Realkapital*, (2) *Kapitalwert* und (3) *Geldkapital* bezeichnet werden. ... Realkapital ist eine Sammlung von *Kapitalgütern*. Ein Kapitalgut ist ein physisches Objekt, das in der Gegenwart existiert, jedoch die Quelle von Einkommens- oder Konsummöglichkeiten in der Zukunft darstellt – so wie ein Apfelbaum eine Quelle zukünftiger Äpfel... ist. ... Der Kapitalwert ist die *gegenwärtige* Bewertung einer *zukünftigen* Einkommens- oder Zahlungsreihe. (Als „eine Reihe gegenwärtiger und zukünftiger Einkommen“ würde der Kapitalwert genauso wie das Vermögen definiert;...) ... Der Obstgarten liefert die Äpfel; doch der Wert der Äpfel bestimmt den Wert des Obstgartens. ... Das Geldkapital kann man als eine Menge gegenwärtig verfügbarer oder für Investitionen bestimmter Ansprüche c_0 definieren – bisweilen wird es verfügbares Kapital genannt.“⁸⁹ Nach dieser Vorstellung versteht sich, daß alles Wirtschaften stets Kapital mindestens in der Gestalt des „Realkapitals“ (oder auch „physischen Kapitals“) voraussetzt, daher eine besondere „kapitalistische Produktionsweise“ bzw. der „Kapitalismus“ nicht

⁸⁷ Den Nachtrag hat Hans Nutzinger nicht thematisieren können, weil er zur Zeit seiner Reflexion noch nicht vorlag. Ich habe aber den Eindruck, daß er zur Vermeidung von Mißverständnissen über meine Marx-Deutung erforderlich ist. [Hans G. Nutzinger hat zur Originaledition meines Beitrags im Metropolis-Verlag seine Sicht „Was sonst noch von Marx' ökonomischer Theorie bleibt. Anmerkungen und Ergänzungen zu Peter Ruben“ beigetragen; a. a. O., S.67-92. Anm. d. V. 2006]

⁸⁸ J. Hirshleifer: Kapitaltheorie. Dt. Übers. v. G. Eckhoff. Köln 1974 (amerikan. Original 1970). S. 40

⁸⁹ Ebd., S. 153-154

erkennbar ist. Wer mit Pfeil und Bogen auf der Jagd ist, hat an diesen Werkzeugen wie an den Tiergattungen, von denen er einzelne Exemplare erlegt, sein Kapital. Die Natur in ihrer Reproduktivität ist das Kapital, Sammler und Jäger sind Kapitalisten. Denken wir an jene Ameisenart, die sich Blattläuse hält, um deren Körpersäfte zu ernten, so erkennen wir das Realkapital unzweifelhaft als ein Produkt der biologischen Evolution. Denn die fraglichen Blattläuse bilden – im Sinne des zitierten Begriffs des Realkapitals – natürlich das Kapital der Ameisen. Diese sind daher – als Kapitaleigner – Kapitalisten, während der Körpersaft der Blattläuse als Kapitalprofit der Ameisen definitiv bestimmt ist. *Difficile est satiram non scribere.*

Mit Bezug auf den zitierten Begriff des Geldkapitals versteht sich, daß auch Leute, die nichts als Geldvermögen haben, Kapitalisten sind, denn sie verfügen damit über „eine Summe gegenwärtiger Ansprüche“. Alexander, der den persischen Goldschatz zu erheblichen Teilen ausmünzen ließ, war sonach einer der bedeutendsten Kapitalisten der griechisch-römischen Antike. Und Kapitalist in diesem Sinne konnte man durch Eroberung werden, indem man den Eroberten ihr Geld als Tribut abnahm.

Solche Vorstellung vom „Kapital“ hat mit der Marxschen Kapitaltheorie nichts zu tun. Sie hat auch nichts mit der wirklichen Einführung und Verwendung des Wortes *Kapital* zu tun.⁹⁰ Gegenüber solcher Sicht bestehe ich auf der Kenntnisnahme der wirklichen Geschichte des Kapitalbegriffs. Von ihr wissen wir heute, daß die Termini *kapitale* und *chapitale* zuerst im 13. Jahrhundert in italienischen Städten verwendet werden (1211 *kapitale* in Florenz, 1262 *chapitale* in Siena). Michael Wolff hat 1978 gezeigt, daß der Franziskaner Petrus Johannes Olivi (Pierre de Jean Olieu) erstmals in seinem Traktat *De contractibus usurariis* eine Kapitaldefinition formuliert hat: „Wenn Geld oder Eigentum in einem sicheren Geschäft seines Eigentümers angelegt wird für einen gewissen wahrscheinlichen Gewinn, hat es nicht nur die einfache Qualität von Geld oder Gütern, sondern, darüber hinaus, eine gewisse samenartige, Profit erzeugende Qualität..., die wir allgemein Kapital nennen, und daher muß nicht nur der einfache Wert der Sache

⁹⁰ Vgl.: Kapital, Kapitalist, Kapitalismus. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. v. O. Brunner, W. Conze, R. Koselleck. Bd. 3. S. 399-454

zurückgegeben werden, sondern auch ein zusätzlicher Wert.“⁹¹ Das ist unmittelbar eine Begründung für die Profitnahme gegen das Zinsverbot, aber eine Begründung, die das Wesen der Sache erstaunlich gut trifft: Kapitalbildung setzt die Existenz des Geldes als des universell akzeptierten Zahlungsmittels voraus. Und diese Voraussetzung ist erst durch die bürgerlichen Kommunen Italiens in der Spätphase des Feudalismus hervorgebracht worden. Weder die antike noch die altorientalische und auch nicht die feudale Gesellschaftsformation unterstellen Geld als universelles Zahlungsmittel. Sie sind daher soziale Bildungen ohne Kapital und ohne Kapitalisten (schlichter Geldverleih auf Zins ist keine Kapitalbildung). Es muß das „sichere Geschäft“ Ziel der Geldanlage sein, d. h. ein Unternehmen, das durch Kauf von Produktionsmitteln, Dingen von Arbeitskräften und eventuell Kaufen oder Pachten von Land begründet wird, so daß das in diesem Sinne für Produktion *ausgegebene* Geld die Bedeutung von Kapital erlangt. Die Geldmenge für sich stellt eine bestimmte Wertgröße dar (Geld ist immer Wertrepräsentant), womit sich versteht, daß das für Konstituierung und Unterhaltung einer produktiven Unternehmung ausgegebene Geld dem Kapitalbildner als *negativer Wert* gegenwärtig ist, daher in seinen Büchern unter dem Titel *Debet* figuriert. Kapital ist also die Schuld eines Produzenten gegen sich (Eigenkapital) oder gegen andere (Fremdkapital), das erstens den gewöhnlichen Zins auf geliehenes Geld einbringen muß, aber zweitens zusätzlich einen Gewinn, wobei *Zins und Gewinn* den *Profit* ausmachen, den die Kapitalbildung zum Ziel hat. Sollte keine Profitbildung eintreten, so hat der Unternehmer kein Kapital gebildet, sondern Vermögen verloren (mindestens in Höhe des Zinses, den er schuldet). Olivis „sicheres Geschäft“ ist also immer ein Geschäft „auf Gewinn *und* Verlust“. Mit anderen Worten: Kapitalbildung existiert in der rauen Wirklichkeit ohne Verlustrisiko nicht. Wer zu diesem Verlustrisiko nicht bereit ist, ist unter den Kapitalbildnern nicht zu finden.

Eine dieser Sicht der Natur des Kapitals ähnliche Auffassung hat Schumpeter knappe sechzig Jahre vor Hirshleifers Definitionen präsentiert: Es „liegt kein Grund

⁹¹ Zit. bei M. Wolff: Geschichte der Impetustheorie. Untersuchungen zum Ursprung der klassischen Mechanik. Frankfurt a. M. 1978. S. 178-179. Der Untertitel dieser Schrift verdeckt fast ihren halben wirklichen Inhalt, der die Geschichte der Ökonomie betrifft. So ist geschehen, daß Wolffs gewichtige Darstellung in der Wirtschaftsgeschichte bisher nicht wahrgenommen worden ist, ein eklatanter Mangel, der schnell verschwinden sollte.

vor, zwischen allen den Gütern, die der Unternehmer kauft, irgendeinen Unterschied zu machen, mithin auch kein Grund, irgendeine Gruppe derselben unter dem Namen 'Kapital' zusammenzufassen. Daß ein solches Kapital jeder Wirtschaftsform eigen und daher nicht geeignet wäre, die 'kapitalistische' zu charakterisieren, bedarf keiner Ausführung.⁹² Schumpeter schließt also Hirshleifers 'Realkapital' aus – mit Recht, wie ich meine. „Das Kapital einer Unternehmung ist... nicht der Inbegriff aller ihren Zwecken dienenden Güter. Denn das Kapital steht der Güterwelt *gegenüber*: Es werden Güter für Kapital gekauft – 'Kapital wird in Güter investiert' –, aber eben darin liegt die Erkenntnis, daß seine Funktion eine von der der erworbenen Güter verschiedene ist. Die Funktion der Güter liegt darin,... einem produktiven Zwecke zu dienen,... Das Kapital ist das Mittel der Güterbeschaffung. Es steht als ein drittes zur Produktion in der Verkehrswirtschaft nötiges Agens zwischen dem Unternehmer und der Güterwelt.“⁹³ Schumpeter bestimmt dann: Wir werden „*das Kapital definieren als jene Summe von Geld und anderen Zahlungsmitteln, welche zur Überlassung an Unternehmer in jedem Zeitpunkte verfügbar ist.*“⁹⁴ Andere Zahlungsmittel als Geld sind Geschöpfe der Kreditwirtschaft, die natürlich erst hervorgebracht werden muß, sollen ihre Geschöpfe in Erscheinung treten. Solange das nicht der Fall ist, bildet das Geld die ausschließliche Voraussetzung für die Kapitalbildung. Das gibt auch Schumpeter zu, wenn er sagt: Schließt „die kapitalistische Entwicklung an kapitallose...an, so wird sie... mit einem Geldvorrat starten“⁹⁵.

Wie zu sehen ist, faßt Schumpeter das Kapital als einen Wertfonds, der der Produktion vorausgesetzt ist. Demgemäß sagt er auch: „Sind die nötigen sachlichen Produktionsmittel und... Arbeitsleistungen gekauft, so hat der Unternehmer das ihm zur Verfügung gestellte Kapital nicht mehr.“⁹⁶ Was er ausgegeben hat, kann „in den Händen der Verkäufer der Produktionsmittel zunächst keinen andern Charakter haben, als die Summen, die für den Verkauf von Broten gelöst werden, in den

⁹² J. Schumpeter: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmerrgewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus. 6. Aufl.. Berlin 1964. S. 167

⁹³ Ebd.

⁹⁴ Ebd., S. 173

⁹⁵ Ebd.

⁹⁶ Ebd., S.168

Händen des Bäckers. Die öfters vorkommende Ausdrucksweise des Alltags, die die gekauften Produktionsmittel als 'Kapital' bezeichnet, beweist nichts, um so mehr, als ihr die andre gegenübersteht, daß das Kapital 'in jenen Gütern stecke'. Die letztere Ausdrucksweise kann nur in dem Sinne richtig sein, in dem auch gesagt werden kann, daß etwa Kohle in einer Stahlschiene 'stecke', d. h. in dem Sinne, daß die Verwendung von Kohle zur Erzeugung der Stahlschiene geführt hat.⁹⁷ So haben wir metaphorische Ausdrücke vor uns, die für eine vernünftige Kapitaltheorie nicht ernst genommen werden können. Wenngleich das 1911 gesagt worden ist, haben wir es noch heute in der Ökonomie mit der Vorstellung vom 'Realkapital' zu tun, womit nur deutlich ist, welche Dauern die wirtschaftswissenschaftliche Erkenntnisarbeit unterstellt, um mit ihren Gegenständen ins reine zu kommen.

Schumpeters Feststellung, daß der Unternehmer mit dem Kauf der „sachlichen Produktionsmittel und“ der „nötigen Arbeitsleistungen... das ihm zur Verfügung gestellte Kapital nicht mehr“ hat, möchte ich gern wie folgt rekonstruieren: Was der Unternehmer wirklich (und sinnlich wahrnehmbar) ausgibt, sind – mit Schumpeter gesprochen – „Geld und andere Zahlungsmittel“. Sie sind es, die er mit dem Kaufen, Dingen und Pachten von objektiven und subjektiven Produktionsbedingungen in der Tat nicht mehr hat. Aber genau diese *Ausgabe* von Zahlungsmitteln *für Produktionsbedingungen, das ist nun der Ansatz vom Marx*, ist die *Bildung* von Kapital. Demnach ist Kapital nicht als ein positiver Wert zu verstehen, wie Schumpeter annimmt, sondern als ein negativer, wie oben bereits angegeben. Und dieses Faktum ist es vielleicht, das dem Denken oder dem erkennenden Begreifen eine gewisse Anstrengung zumutet. Die sinnliche Wahrnehmung thematisiert gewöhnlich positiv vorgegebene Dinge nach ihren Eigenschaften oder Verhaltensweisen. Wer den Wert sehen will, muß Geld anschauen; wer Gebrauchswerte sehen will, muß auf dem Markt Waren betrachten, die die Verkäufer losschlagen. Geld und Waren kann man sehen, ergreifen, aneignen. Das Kapital aber ist ein unsinnliches Objekt, das durch Entäußerung gebildet, produziert wird – und bestätigt erst dann, wenn wirklich Profit eingenommen ist, das also erst nach einer notwendigen Dauer (der Produktions- und Zirkulationsdauer) die

⁹⁷ Ebd., S. 169

Gewißheit seiner Existenz liefert. Dieses intensional Negative als positive Bedingung der kapitalistischen Produktion, Kapitalbildung als Schuldenproduktion zu denken, das ist die Anforderung, die dem ökonomischen Erkennen gestellt ist, wenn es zu einem klaren Kapitalbegriff kommen will.

Daß nun die universelle Geldwirtschaft die historische Voraussetzung der Kapitalbildung ist, versteht sich für Marx ebenso wie für Schumpeter: „Die Warenzirkulation ist der Ausgangspunkt des Kapitals. ... Welthandel und Weltmarkt eröffnen im 16. Jahrhundert die moderne Lebensgeschichte des Kapitals. ... Historisch tritt das Kapital dem Grundeigentum überall zunächst in der Form von Geld gegenüber, als Geldvermögen, Kaufmannskapital und Wucherkapital.“⁹⁸ Und dann heißt es weiter: „Jedes neue Kapital betritt in erster Instanz die Bühne... immer noch als Geld, Geld, das sich durch bestimmte Prozesse in Kapital verwandeln soll.“⁹⁹ Wie verwandelt sich nach Marx Geld in Kapital? Dadurch, daß der Geldeigner den gewöhnlichen Kreislauf $W - G - W$ (Ware gegen Geld und Geld gegen Ware getauscht) verläßt, um den von Marx gesichteten Kreislauf $G - W - G$ in Gang zu setzen, d. h., um Geld vermittels Waren gegen (mehr) Geld einzutauschen. „Kaufen, um zu verkaufen, oder vollständiger, kaufen um teurer zu

⁹⁸ K. Marx.: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. In. MEW 23, S. 161. Daß wir heute den Beginn der „Lebensgeschichte des Kapitals“ früher datieren als Marx, ist natürlich kein substantieller Einwand gegen ihn, sondern dem Erkenntnisfortschritt der Wirtschaftsgeschichte geschuldet. W. Zorn hat 1983 unter Hinweis auf W. Abels und F. Lütges Sicht festgestellt: „Die Annahme einer gemeineuropäischen Epochenschwelle um 1350 setzte sich jedenfalls unter Wirtschaftshistorikern mehr oder weniger durch“ (in: Ders.: Humanismus und Wirtschaftsleben nördlich der Alpen, in: Dt. Forschungsgemeinschaft, H. Lutz (Hrsg.): Humanismus und Ökonomie. Mitteilung VIII der Kommission für Humanismusforschung, Weinheim: Acta humaniora, 1983, S. 31; vgl., auch: F. Lütge: Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 1963). Diese Annahme teile ich und notiere nur noch zusätzlich, daß sie sich unter Anwendung der Theorie der „Langen Wellen“ sehr gut bestätigen läßt. Mit ihr ist auch unterstellt, daß die Kapitalgenese – wie einst W. Sombart erklärt hat – deutlich mit dem 4. Kreuzzug anhebt und um 1350 vollendet ist (sie fällt also mit dem Spätfeudalismus zusammen), so daß von nun an klar von der Geschichte des Kapitalismus gesprochen werden kann. Seine Frühphase hat er in der Zeit zwischen 1350 bis 1570, seine Hochphase zwischen 1570 und 1790, und die industrielle Revolution leitet seine Spätphase ein, deren Ende wir gerade erleben. Den frühen Kapitalismus findet man in Gestalten wie den Fuggern repräsentiert (1367/68 wandert ein Dorfweber Fugger in Augsburg ein, verzichtet auf die Zugehörigkeit zur Bürgergemeinde des Feudalismus und hat in seinen Nachkommen eben jene Vertreter des Frühkapitalismus, die hier gemeint sind.) Den Hochkapitalismus darf man im Tun vor allem der ostindischen Kompanien der Holländer und Engländer studieren. Der Spätkapitalismus entfaltet mit der industriellen Revolution zugleich die moderne soziale Frage, deren schrittweise Beantwortung zu einer ökonomischen Bestimmtheit geführt hat, die „Kapitalismus“ zu nennen nach meiner Sicht höchst problematisch ist. Dies Problematische aufzuhellen, ist ohne präzisen Kapitalbegriff nicht möglich.

⁹⁹ Marx a. a. O.

verkaufen, $G - W - G'$, scheint zwar nur einer Art des Kapitals, dem Kaufmannskapital, eigentümliche Form. Aber auch das industrielle Kapital ist Geld, das sich in Ware verwandelt und durch den Verkauf der Ware in mehr Geld rückverwandelt. ... In der Tat also ist $G - W - G'$ die allgemeine Formel des Kapitals,...¹⁰⁰

An dieser Stelle wird nun deutlich, daß der Aufwand zur kritischen Reflexion der Marxschen Kapitaltheorie das in dieser Darstellung mögliche Maß erheblich überschreitet und eben deswegen hier nur als ein Anhang skizziert werden kann. Weiter oben ist bemerkt worden, daß Marx' Kreislaufformel $W - G - W$ nichts anderes als den „mathematischen Schluß“ Hegels in der Ökonomie präsentiert, der korrekt lauten muß: $v_1 = v_0 \wedge v_0 = v_2 \Rightarrow v_1 = v_2$ für alle v_0 , v_1 und v_2 (v_0 meint den vom Geld dargestellten Wert, v_1 und v_2 meinen die von den beiden Waren dargestellten Werte, \Rightarrow meint die logische Implikationsbeziehung). Mit anderen Worten: Marx' suggestive „Formel“ besagt gar nichts, weil sie keine Formel ist (versteht sich, im meßtheoretischen Sinne). Die „allgemeine Formel des Kapitals“ ist ein unvollständiges Zeichenschema und weiter nichts!

Was Marx meint, ist eine Begründung seiner (und Engels') Sicht aus der 'Kritik der Nationalökonomie', die den Kaufmann als egoistischen Geldscheffler suggeriert. Diese Sicht scheint durch Verkehrung der (nichts sagenden) „Formel“ $W - G - W$ in die (ebenso nichts sagende) „Formel“ $G - W - G'$ plausibel gemacht. Und der entsprechende Schein ist von Generationen von Marx-Lesern als tief sinnige Erscheinung genommen worden. C'est la vie.

Aber ist es denn wahr, daß man Kapital im Interesse rein des Gelderwerbs bildet oder auch nur bilden kann? Es ist kein Widerspruch gegen Marx festzustellen, daß Kapitalbildung Geld mobilisiert, um der Produktionsentwicklung zu dienen. Aber Produktionsbedingungen wird man gegen Geld nur kaufen, dingen, pachten, falls man die Erwartung des Absatzes der künftigen Produkte hat. Diese Produkte werden nach ihren möglichen Gebrauchswerten konzipiert, oder ihr möglicher Verkauf ist gar nicht in Rechnung gestellt. Im letzteren Falle werden nur Verrückte zum Kapitalbildungsversuch schreiten. Mit anderen Worten: Die Annahme der

¹⁰⁰ Ebd., S. 170

Kapitalbildung allein unter Voraussetzung des gewinnbaren Mehrwerts ist eine Chimäre der 'Kritik der Nationalökonomie', die keinen reellen Grund hat. Diese Chimäre kann nur auftreten, wenn die Kapitalbildung als riskiertes Geschäft auf „Gewinn *und* Verlust“ nicht in Sicht genommen ist, vielmehr unterstellt wird, daß alle Kapitalbildung a priori erfolgreich ist. Jeder Blick auf die Menge der Firmengründungen eines Jahres lehrt nachdrücklich, die erfolgreichen von den erfolglosen zu unterscheiden; und die Wahrnehmung der jährlichen Firmenpleiten belehrt, daß die Kapitalbildung jenes Apriori nicht kennt. Ein Unternehmer, der nur den möglichen Geldgewinn im Versuch seiner Kapitalbildung kalkuliert, wird vornehmlich seine Negation als Unternehmer betreiben und keinen (vernünftigen) Geldgeber finden. Folglich ist die ohnehin sinnleere „Formel“ $G - W - G'$ nicht einmal geeignet, auch nur den Anschein des tatsächlichen Kapitalbildungsvorgangs suggestiv zu legitimieren.

Des Weiteren ist nach den weiter oben angegebenen Überlegungen klar, daß die Kapitalbildung keinen „Kauf der Arbeitskraft“ einschließen kann, weil die Arbeitskraft keine Ware ist. Selbstverständlich ist aber richtig, daß Kapitalbildung den Abschluß von Arbeitsverträgen einschließt. Und damit stellt sich das Problem, wie denn nun die sozialökonomische Beziehung zwischen „Arbeit und Kapital“, d. h. zwischen Arbeitern und Kapitalisten, zu denken sei, wenn ihre Erkenntnis nicht zum Surrogat des Kaufvertrags greifen kann. Sicher ist einsichtig, daß die Antwort auf diese Frage eine weit reichende Untersuchung erfordert. Sie kann hier nicht gegeben werden.

Schließlich sei auf das folgende Problem aufmerksam gemacht: Marx unterstellt für seine Analyse den Kapitalisten als persönlichen Akteur, der auf eigene Rechnung wirtschaftet (als der, wie er sagt, „fungierende“ Kapitalist). Das ist eine Unterstellung, die bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts für das industrielle Kapital empirisch gut belegt ist. Mit dem Eintritt der modernen Aktiengesellschaften in die Industrieproduktion findet aber etwas statt, das man eine „Assoziation der Kapitalien“ nennen kann (was Marx übrigens sehr genau bemerkt hat). Eine Assoziation ist aber nichts anderes als eine *Gesellschaft*. Somit haben wir es im Gefolge der industriellen Revolution aus Gründen der Akkumulation von

Kapitalgrößen, die Personen nicht mehr aufzubringen imstande sind, mit einer Vergesellschaftung zu tun, die aus der kapitalistischen Produktionsweise selbst hervorgeht. Wie soll diese Sozialisierung mit der Marxschen Perspektive der kommunistischen Revolution als des Endes des Kapitalismus konsistent zusammengedacht werden? Wenn Marx' Kapitalismus wesentlich die Personen, die Kapitaleigner sind, als Träger unterstellt (und das wird man wohl sagen dürfen), so ist der Eintritt von Aktiengesellschaften in die industrielle Produktion Signum der Aufhebung seines Kapitalismus. Der Kapitalist, der seine „fungierende“ Rolle an den angestellten Manager verliert und sein Dasein durch Kauf wie Verkauf von Aktien je nach dem Dividendenaufkommen der entsprechenden Gesellschaften realisiert, kann jedenfalls nicht mehr als der bestimmende Akteur der entsprechenden ökonomischen Ordnung gedacht werden. Obendrein ermöglichen steigende Löhne Arbeitern den Kauf von Aktien, so daß wir mit dem bisher jedenfalls in der marxistischen Tradition nicht begriffenen Zusammenhang konfrontiert sind, daß Kapitalistenassoziationen Arbeiter einschließen wie umgekehrt Unternehmen nicht von Kapitalisten dirigiert werden können. Wir sind also mit einer Gesellschaftsordnung konfrontiert, die dem Kapitalismus in der Marxschen Beschreibung nicht mehr entspricht.

In diesem Zusammenhang ist weiter zu notieren, daß assoziative Kapitalbildung in der Gestalt von, wie man juristisch sagt, *Personengesellschaften* von Anfang an die Kapitalgeschichte kennzeichnet. Die *societas* dergestalt, daß einige Geld geben (und stille Partner bleiben), während andere als fungierende Unternehmer agieren, ist ein Geschöpf der mittelalterlichen italienischen Seestädte und gehört in die Genesis des Kapitals. Das aber bedeutet, daß das Kapital von Anfang an das Phänomen der Gesellschaft (im Unterschied zu dem der Gemeinschaft) in Erscheinung versetzt, daher nicht ernsthaft als antisoziales Objekt der romantischen Denunziation betrachtet werden kann. Wie aber soll diese bare historische Tatsache in einer Sicht verstanden werden, die in der Kapitalbildung die Spitze des persönlichen Privateigentums wahrnimmt, die Vergesellschaftung aber jenseits derselben?

Hier sollte nur der Ort sein, solche und ähnliche Fragen mit dem Sinn zu avisieren, daß die Beschränkung auf die Feststellung der Kritik der Nationalökonomie, der Wertlehre, der Reproduktionstheorie und der Formationslehre in einem Minimum beantwortet, was von der Marxschen ökonomischen Theorie bleibt. Was von seiner Kapitaltheorie bleibt, muß ich als ein offenes Problem künftiger Analyse überlassen.